

Mara Laue

SCHATTENWOLF



Band 3

BLUTFREVEL

Okkult-Krimi

Mara Laue

Schattenwolf Band 3

Blutfrevel

www.geisterspiegel.de

Cover © 2013 by Wolfgang Brandt
Coverbild © 2012 by Astrid Gavini

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Blutfrevel

»Íosa Criòsd!«¹

Lieutenant Ronan Kerry starrte erschüttert auf das Bild, das sich ihm bot. Wäre er nicht schon seit Jahren bei Clevelands Homicide Division gewesen und hätte nicht schon im Rahmen seiner Tätigkeit wirklich schlimme Dinge gesehen, ihm wäre es wohl ergangen wie den beiden Officers, die als Erste am Tatort gewesen waren und die sich immer noch draußen im Vorgarten die Eingeweide aus dem Leib kotzten.

Zwei Frauen lagen im Obergeschoss des Hauses 1794 East 87th Street im Stadtteil Hough. Drapiert auf dem Bett die eine, die Arme und Beine an die Pfosten des altertümlichen Gestells gefesselt. Ihr Unterleib war zerfetzt worden und nur noch eine formlose, unkenntliche Masse. Die andere Frau lag auf einem Tisch, Hände und Füße an dessen Beine gefesselt. Ihr hatte man das Herz aus der Brust geschnitten. Blut war überall verteilt, und der Raum stank nicht nur danach, sondern auch nach Urin und Exkrementen.

Dem blutigen Chaos stand als Kontrast die Ordnung im Zimmer entgegen. Nichts deutete auf einen Kampf hin; keine umgeworfenen Möbelstücke, keine zerbrochenen Gegenstände oder solche, die am Boden lagen, obwohl sie dort nicht hingehörten. Dafür gab es deutliche Indizien für etwas ganz anderes. Auf den Fensterbänken waren schwarze Kerzen verteilt, zwischen den Schenkeln der Frau auf dem Tisch stand ebenfalls eine, weitere befanden sich neben jedem Bettpfosten. Insgesamt waren es dreizehn. Soweit er nicht von dem Blutgeruch überdeckt wurde, roch der Raum nach verbranntem Räucherwerk, von dem noch ein Rest in einer Schale auf dem Nachttisch glomm.

Ronan zuckte zusammen, als jemand neben ihm nieste. Sein Partner, Detective Kevin »Vin« Bennett, nieste noch einmal und rümpfte die Nase.

1 Gälisch: Jesus Christus (gesprochen: iasa kriist)

»Das Räucherzeug«, entschuldigte er sich. »Es sticht ganz fürchterlich in meiner Nase.«

Ronan nickte und schenkte ihm einen mitfühlenden Blick. »Darf ich hoffen, dass dir deine Nase noch andere Dinge verrät, außer, dass das Zeug stinkt?«

Sein Partner nickte. »Dass wir ein Problem haben«, sagte er so leise, dass die Officers vor der Tür es nicht hören konnten. »Ich rieche, dass ein Vampir hier war. Ein Mensch auch, ein Mann, aber eben auch ein Vampir. Beide ungefähr zur selben Zeit.«

»Cac!«², fluchte Ronan. Wie immer, wenn er emotional angespannt war oder nicht wollte, dass jemand verstand, was er sagte, nahm er zu der gälischen Sprache seiner irischen Vorfahren Zuflucht, die er perfekt beherrschte. »Sagt dir deine Nase sonst noch was?«

Vin sog noch einmal die Luft ein und musste prompt zum dritten Mal niesen. »Außer dass der Blutgeruch mich hungrig macht – nichts, was von Bedeutung wäre. Ich denke, wir können die Tatortermittler reinlassen.«

Ronan nickte und bedeutete Vin, ihm nach draußen zu folgen. Sein Partner kam der Aufforderung nur zu gerne nach. Ein Blick in dessen braune Augen, die gelblich glühten, sagte ihm warum – zusätzlich zu Vins Hinweis, dass das Blut seinen Hunger weckte. Vin Bennett war ein Werwolf, der zusammen mit sieben jungen Studenten erst vor einem halben Jahr unfreiwillig verwandelt worden war. Zwar hatten sich erfahrene Werwölfe sofort um das junge Rudel gekümmert und ihnen alles beigebracht, was sie wissen mussten, um unauffällig unter Menschen leben zu können, aber das war nicht so einfach.

Vor allem reichten sechs Monate nicht aus, um die Nebenwirkungen vollständig in den Griff zu bekommen, von denen die ungewollte Verwandlung in Wölfe jeden Monat an den drei Tagen des Vollmondes das geringste Problem war. Vins Gehör litt unter der Lautstärke der normalen Geräuschkulisse einer Groß-

² Gälisch: Scheiße (gesprochen: kachk)

stadt, sein Geruchssinn wurde ständig überfordert von den Ausdünstungen des Verkehrs, unzähliger Restaurants, Mülltonnen und Tausenden von Menschen. Und der Geruch von Blut weckte seine wölfischen Instinkte. Doch gerade mit dem wurde er in seiner Eigenschaft als Homicide Cop nahezu täglich konfrontiert.

Vin hatte Ronan gebeichtet, dass er manchmal versucht war, wenn er von der Untersuchung einer Leiche am Tatort Blut an den Einweghandschuhen hatte, sich das abzulecken, weil der Geruch so lecker und verführerisch war. Ronan hatte mit ihm vereinbart, dass er sich, wenn ihn solche Gelüste überkamen, jederzeit unter einem Vorwand vom Tatort entfernen sollte, bis er die Anwandlung überwunden hatte. Vin war ihm zutiefst dankbar dafür. Ronan wagte nicht sich auszumalen, wie es Vin erginge, wenn er einen anderen Partner hätte, einen, der nichts von der Existenz der *Anderen* wusste oder ihn trotzdem vollkommen akzeptierte. Andererseits war auch Ronan nur zur Hälfte ein Mensch, denn seine Mutter war eine Dryade gewesen.

»Sie gehören euch«, sagte er zu den Forensikern und Tatortermittlern, als er draußen an ihnen vorbeiging.

Vin atmete auf. Die beiden Officers, die zuerst am Tatort gewesen waren, hatten sich inzwischen ausgekotzt und begonnen, die Nachbarn zu befragen, die sich nahezu vollzählig vor dem Absperrband versammelt hatten und neugierig gafften. Obwohl es elf Uhr abends, dunkel und entsprechend den Temperaturen Ende März recht kühl war.

Einer der beiden Officers, Tim Selkirk, kam zu Ronan. »Sir, die beiden Toten heißen Rachel und Joan Calhoun. Schwestern. Rachel Calhoun ist die Eigentümerin des Hauses, aber ihre Schwester wohnt seit zwei Jahren mit ihr zusammen. Ist nach der Scheidung von ihrem gewalttätigen Ehemann hergezogen.«

»Haben die Nachbarn irgendwas davon mitbekommen, dass hier Schwarze Messen gefeiert wurden?«

»Nein, Sir. Beide galten als solide, obwohl sie laut Aussagen ihrer direkten Nachbarn wohl ein sonniges Gemüt hatten.«

»Soll heißen?«, fragte Vin.

Selkirk blickte auf seine Notizen. »Sie sollen immer fröhlich begrüßt und oft gesungen haben. Waren ausgelassen bei Nachbarschaftspartys und hatten wohl auch ein ziemlich großes Herz für den männlichen Teil der Nachbarschaft.«

Ronan zog die Augenbrauen hoch. »Prostitution?«

»Nein, Sir. Zumindest deuten die bisherigen Aussagen nicht darauf hin. Sie scheinen beide nur gern geflirtet zu haben. Eine Aussage erscheint mir aber wichtig.« Selkirk deutete auf einen Mann, der von einem Bein aufs andere trat, die Hände in den Hosentaschen vergraben hatte und unsicher zu ihnen herüberblickte. »Der Zeuge dort behauptet, dass Miss Rachel Calhoun seit einiger Zeit einen festen Freund hatte, einen hageren, bleichen Typen. Den hat er vor einer halben Stunde aus dem Haus rennen gesehen.«

Ronan und Vin blickten einander an.

»Gute Arbeit, Tim«, lobte Ronan. »Wir hören uns an, was er sonst noch zu sagen hat. Wie heißt er?«

»Zane Colfax. Er wohnt im Haus gegenüber.« Selkirk deutete auf das Haus mit der Nummer 1791 auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Ronan und Vin gingen zu Colfax, der ihnen mit einem Gesichtsausdruck entgegensah, als wäre er am liebsten vor ihnen davongelaufen.

»Mr. Colfax, guten Abend«, sagte Ronan. »Sie haben Officer Selkirk gesagt, Sie hätten einen Mann aus dem Haus der Calhoun-Schwestern laufen gesehen. Wann genau war das?«

Colfax sah auf die Uhr. »Kurz nach zehn. Ich bin noch mit meinem Hund rausgegangen. Da kam Mr. Hannay ...«

»Sie kennen seinen Namen?«

Colfax nickte. »Ich habe gehört, dass er sich Joan mit diesem Namen vorgestellt hat, als Rachel ihn wohl beim ersten Mal mit nach Hause brachte; Callum Hannay. Das war vor ungefähr zwei Wochen.«

»Haben Sie die Polizei angerufen, Mr. Colfax?«, wollte Vin wissen, denn der Anruf, der den Mord gemeldet hatte, war anonym

gewesen.

Colfax schüttelte den Kopf. »Hat mich zwar gewundert, dass der Typ es so eilig hatte, aber ich habe mir nichts weiter dabei gedacht. Außer dass er sich wohl mit Rachel gestritten hat. Er ist zu seinem Wagen gelaufen«, Colfax deutete ein Stück die Straße hinunter, »eingestiegen und weggefahren. Mehr weiß ich nicht.«

»Haben Sie noch eine zweite Person bemerkt?«, fragte Vin.

»Nein.« Colfax blickte ihn erschrocken an. »War da noch jemand?«

Ronan und Vin gingen nicht darauf ein. »Danke, Mr. Colfax, das genügt uns im Moment. Falls wir noch weitere Fragen haben, wissen wir, wo wir Sie finden.«

»Man hilft gerne, wenn man kann«, sagte Colfax und trollte sich in sein Haus, weil es ihm wohl draußen zu kalt geworden war.

Vin sah ihm nach.

»Was ist, Vin?«

»Ich bin mir nicht sicher. Colfax hatte die ganze Zeit über Angst. Ich konnte sie riechen. Ich frage mich, welchen Grund er dafür haben sollte, wenn er wirklich nicht der anonyme Anrufer war.«

»Du glaubst, er hat was mit dem Mord zu tun?«

Vin schüttelte den Kopf. »Ich habe kein Blut an ihm gerochen, keine Rückstände von dem Räucherzeugs, und er ist auch nicht der Mensch, der mit dem Vampir zusammen im Haus der Schwestern war.«

»Was Mr. Colfax zu verbergen hat, falls er was zu verbergen hat, werden wir schon rausfinden. Vielleicht war seine Angst nur die typische irrationale Angst, in was reingezogen zu werden, mit dem er nichts zu tun haben will.«

»Könnte sein«, stimmte Vin ihm zu. »Apropos Vampir. Seine Beschreibung von diesem Callum Hannay als jemanden mit bleicher Haut könnte zu dem Vampir passen. So oder so, es ist besser, wenn ich den hiesigen Präfekten der Vampirkolonie informiere. Er ist gleichzeitig auch deren Wächter.«

Ronan nickte. »Gute Idee.«

Wie Shiva Ramajeetha, der Wächter – Vampirpolizist – Vin versichert hatte, ließen sich Vampire normalerweise nie dort nieder, wo ein Territorium bereits von Werwölfen besetzt war und umgekehrt. Zu groß waren die seit Jahrtausenden zwischen beiden Spezies bestehenden Ressentiments, denn der letzte Krieg zwischen ihnen war erst seit zweihundert Jahren vorüber. Man traute einander immer noch nicht. Und hätten die Wächter der Vampire gewusst, dass es in Cleveland ein Werwolfrudel gab, hätten sie niemals geduldet, dass hier eine Vampirkolonie entstand. Doch die Kolonie war nach dem Konzert eines Vampirs in der Stadt spontan entstanden, das zu einem Zeitpunkt stattgefunden hatte, als Vins Rudel gerade erst zwei Wochen alt war. Zu kurz, als dass die Vampire Zeit gehabt hätten, vor dem Entstehen ihrer Kolonie davon zu erfahren und Cleveland als Ort für eine Kolonie zum Tabu zu erklären.

Da sie aber nun mal entstanden war, mussten beide Parteien miteinander auskommen. Vin hatte sein Rudel darauf eingeschworen, den Vampiren nach Möglichkeit aus dem Weg zu gehen und jede trotzdem stattfindende Begegnung absolut friedlich zu gestalten. Der Wächter der Vampire hatte seinen Leuten dasselbe befohlen. In den fünf Monaten, die seither vergangen waren, hatten sich keine negativen Zwischenfälle ereignet.

»Unter Umständen werden wir wieder mal mit Sams Hilfe tricksen müssen, um den Fall für die Menschen plausibel zu machen«, riss Ronans Stimme ihn aus seinen Gedanken.

Sam war ihrer beider Freundin und ein Sukkubus, eine Dämonin, die sich vom Sex ernährte. Seit Ronan glücklich verheiratet war – inzwischen seit vier Jahren – und Vater einer süßen Tochter sowie einer nicht minder süßen Adoptivtochter, war seine Freundschaft mit Sam rein platonisch. Vin genoss jedoch nur allzu gern ihre Verführungskünste, wann immer sie beide Zeit dazu hatten. Davon abgesehen besaß Sam unglaubliche magische Kräfte. Sie hatte einen Teil davon vorübergehend verloren, ihn aber kürzlich zurückerlangt und war nun unter anderem

wieder in der Lage, lebendige Ebenbilder jedes beliebigen Wesens zu erschaffen, die denken, sprechen und entsprechend handeln konnten wie ihre Originale. Mit dieser Fähigkeit half sie Roman und Vin in Fällen, in denen dem menschlichen Verstand unerklärliche Dinge im Raum standen und plausibel gemacht werden mussten.

Außerdem gab sie Vin Rückendeckung mit »Operation Gemini«, wenn er die brauchte. Sam hatte einen Dienergeist rekrutiert, ein Wesen, das jede beliebige Gestalt annehmen konnte und seine Lebensenergie daraus bezog, dass es für andere Wesen – Dämonen, Menschen oder Anderswesen – Dienste verrichtete. Die reichten vom Hausputz bis zum Absitzen von Gefängnisstrafen und notfalls sogar damit verbundenen Hinrichtungen für ihren Auftraggeber in dessen Gestalt. Je schwieriger die Aufgabe war, desto größer war die Energie, die sie dem Dienergeist lieferte und auch sein kulinarischer Genuss.

In Vins Fall nahm der Dienergeist seine Gestalt an und vertrat ihn auf der Arbeit, wenn Vin außerplanmäßig in einer Vollmondnacht zum Dienst erscheinen musste, aber unabkömmlich war, weil er sich als Wolf im Wald befand. Mit einem Zauber übernahm das Wesen in dem Moment, da es Vins Gestalt annahm, seine Erinnerungen und gab ihm die, die es selbst an seiner Stelle gemacht hatte, an ihn zurück, wenn es nach der Aktion wieder verschwand. Diesen Part empfand Vin als verdammt unangenehm, weshalb er sich zunächst geweigert hatte, von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen, bis er vor drei Monaten doch darauf hatte zurückgreifen müssen. Nicht dass der Vorgang als solcher unangenehm gewesen wäre oder schmerzhaft Begleitscheinungen gehabt hätte. Aber das Bewusstsein, dass dieses nichtmenschliche Wesen seine gesamten Erinnerungen kannte, verursachte ihm gewaltiges Unbehagen. Zum Glück hatte er »Gemini« erst zweimal in Anspruch nehmen müssen, weil Roman Vin gegenüber ihrem Vorgesetzten deckte.

Vin griff zum Smartphone und wählte die Mobilnummer von Shiva Ramajeetha, dem Wächter der Vampire. Der aus Indien

stammende Mann war bereits der zweite Wächter der zwölköpfigen Clevelander Kolonie. Der erste Wächter, Vincent Cronos, hatte Vin zu einem Gespräch eingeladen, um ihm zu versichern, dass die Vampire sich vom Territorium des Rudels fernhalten würden. Cronos war nicht nur ein vernünftiger Mann, der in der gegebenen Situation eine Chance sah, aktiv etwas für die »Völkerverständigung« zwischen Werwölfen und Vampiren zu tun. Dadurch, dass sie in Cleveland eine friedliche Koexistenz pflegten, bewiesen sie allen Skeptikern, dass Vampire und Werwölfe einander nicht zwangsläufig spinnefeind sein mussten. Cronos war zwar nach nur zwei Monaten von seinem Posten als Wächter abberufen worden, aber auch Shiva Ramajeetha hatte das Gespräch mit Vin gesucht, um ihm zu versichern, dass er als Wächter streng darauf achten würde, dass es zu keinen Übergriffen von Vampiren auf Werwölfe käme.

Ramajeetha meldete sich nach dem dritten Freizeichen. »Mr. Bennett, was kann ich für Sie tun?«

»Gehört ein Mann namens Callum Hannay zu Ihren Leuten?«

»Ja. Es gibt, so hoffe ich, keine Probleme?«

»Nicht in Bezug auf meine Leute. Aber wir – die Homicide Division – haben zwei scheußlich zugerichtete Leichen in Hough gefunden, und ein Zeuge will Mr. Hannay vom Tatort flüchten gesehen haben. Nach dessen Aussagen war er wohl mit einem der Opfer bekannt.«

Vin glaubte förmlich zu sehen, wie Ramajeetha den Kopf schüttelte, als er sagte: »Ich will nicht behaupten, dass Callum unschuldig ist, ohne dass ich ihn dazu befragt habe, aber er war bisher nie auffällig. Egal wo er gelebt hat, es hat nie Probleme gegeben. Bis auf einmal, aber daran war er unschuldig. In jedem Fall ist er kein Killer. Deshalb gibt es mir zu denken, dass er vom Tatort geflüchtet sein soll und mich noch nicht über den Vorfall informiert hat. Ich vermute, Sie müssen ihn vernehmen.«

»Allerdings. Das werde ich persönlich mit meinem Partner Lieutenant Kerry übernehmen. Er weiß über uns Bescheid. Und wenn es nicht absolut notwendig ist, werde ich Mr. Hannay

nicht aufs Revier schleifen.«

»Vielen Dank. Seine Adresse ist 1736 West 32nd Street am Fairview Park. Ich werde in meiner Eigenschaft als sein Anwalt hinfahren, sobald ich die Kanzlei verlassen kann. Danke, dass Sie mich informiert haben.«

Der Inder unterbrach das Gespräch. Vin steckte sein Phone ein und nickte Ronan zu. »Ich habe Hannays Adresse. Fahren wir hin.«

Callum Hannay öffnete ihnen die Tür erst, nachdem Vin und Ronan Sturm geklingelt hatten. Dass der Mann zu Hause sein musste, war offensichtlich, da im Haus Licht brannte und Vin ihn hören konnte. Er und Ronan hielten ihm ihre Dienstmarken hin.

»Homicide Division, Lieutenant Kerry und Detective Bennett. Mr. Hannay?«

»Ja. Entschuldigen Sie, dass ich nicht sofort geöffnet habe, aber ich war unter der Dusche.« Er starrte Vin misstrauisch an, dessen Geruch ihm verriet, dass er einen Werwolf vor sich hatte.

Hannay hatte tatsächlich geduscht; sein Haar war noch feucht. Trotzdem roch Vin Blut an ihm und in der Wohnung und dazu einen penetranten Gestank nach Benzin, der ihn die Nase rümpfen ließ. Auch Ronan schnüffelte in der Luft.

»Benzin?«, fragte Vin und blickte Hannay scharf an.

»Fleckenentferner, Detective. Mir ist ein Missgeschick passiert. Ich habe versehentlich den Kanister umgestoßen, der ausgelaufen ist. Diesen Gestank werde ich wohl noch eine Weile ertragen müssen.«

Auch Ronan machte der Geruch misstrauisch, obwohl er ihn nicht annähernd so stark wahrnahm wie Vin. »Mr. Hannay, nach unseren Informationen sind Sie mit einer Rachel Calhoun bekannt.«

Hannay nickte. »Flüchtig. Warum fragen Sie?«

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«

Hannay blickte Ronan und Vin ausdruckslos an. »Diese Frage werde ich Ihnen erst beantworten, wenn Sie mir sagen, warum Sie das wissen wollen.«

Ronan dachte nicht daran, sich auf dieses Spiel einzulassen. »Wir stellen hier die Fragen, Mr. Hannay. Und von Ihrer Antwort hängt Ihre Freiheit und, da Sie sind, was Sie sind, auch Ihr Leben ab. Also?«

Hannay tat das in seiner Situation falschest Mögliche: Er versuchte zu fliehen und vertraute dabei auf seine überragende Geschwindigkeit als Vampir. Aber Vin hatte nicht nur damit gerechnet, er konnte sich fast ebenso schnell bewegen. Als Hannay herumfuhr, um wohl durch die Hintertür zu entkommen, warf Vin sich auf ihn und hatte ihn zu Boden gerungen, bevor er die Durchgangstür erreicht hatte. Hannay wehrte sich verbissen und fuhr unwillkürlich seine Reißzähne aus, mit denen er Vin instinktiv zu beißen versuchte. Aber Vin war ein erfahrener Cop und hatte schon manchen Kriminellen im Nahkampf festgenagelt. Hannay mochte jedem Menschen an Körperkraft überlegen sein, gegen Vin kam er nicht an, der ihn am Boden hielt und verhinderte, dass er wieder hochkam.

»Lass mich los, verlauster Bastard!«, fluchte Hannay. »Ich rei dir beim nächsten Vollmond dein Fell vom Leib, du flohverseuchter Scheiker!«

Man hatte Vin schon Schlimmeres geschimpft. Deshalb ignorierte er die Beleidigung. »Ich bin nicht Ihr Feind, Mr. Hannay. Im Gegenteil ist es in meinem ureigenen Interesse, wenn Sie unschuldig sind und wir das möglichst schnell beweisen können. Sie wissen warum. Und zu Ihrer Beruhigung: Ich habe bereits Ihren Wächter informiert. Mr. Ramajeetha ist auf dem Weg hierher. Also können wir uns bitte wie zivilisierte Leute unterhalten? Oder muss ich Ihnen das Genick brechen, um Sie lange genug außer Gefecht zu setzen, bis Ihr Wächter hier ist?«

Hannay gab seinen Widerstand auf. »Okay. Ich werde nicht fliehen.«

»Habe ich dafür Ihr Ehrenwort?«

Hannay starrte ihn abweisend an. »Aye.«³

Vin ließ ihn los und hielt ihm die Hand hin, um ihm beim Aufstehen zu helfen. Hannay ignorierte sie. Ronan war inzwischen ebenfalls ins Haus gekommen und hatte die Haustür geschlossen.

»Zu Ihrer Information, Mr. Hannay«, sagte Ronan. »Rachel und Joan Calhoun wurden ermordet, und ein Zeuge hat Sie vom Tatort flüchten gesehen. Ihr Fluchtversuch in Verbindung mit der Erwähnung von Fleckenentferner spricht auch nicht gerade für Ihre Unschuld.«

Hannay blickte ihn finster an. »Ja klar. Für ihn«, er nickte zu Vin hin, »steht meine Schuld ja schon fest.«

Aus ihm selbst unerklärlichen Gründen versetzte die unverhohlene Verachtung in Hannays Stimme Vin einen Stich. »Mr. Hannay, die Schuld eines Verdächtigen steht für mich erst dann fest, wenn ich hieb- und stichfeste Beweise dafür habe. Keine Sekunde eher. Außerdem habe ich keinerlei Vorurteile gegenüber Ihren Leuten.«

Ronan übernahm das Wort, bevor Hannay darauf antworten konnte. »Wären Sie so freundlich, endlich meine Frage zu beantworten, wann Sie Miss Calhoun zuletzt gesehen haben?«

»Gestern. Wir waren zusammen im Kino bis Mitternacht. Danach haben wir in der *Winking Lizard Tavern* noch ein Bier getrunken, bevor ich sie nach Hause gebracht habe.«

»Ein Zeuge behauptet etwas anderes.«

Hannay schüttelte den Kopf und setzte sich in einen Sessel. »Entweder hat er mich mit jemandem verwechselt oder er lügt.« Er blickte Vin an. »Wenn ich tatsächlich vor irgendwas oder irgendwem flüchte, dann tue ich das so schnell, dass kein Mensch mich sehen könnte und allenfalls einen Luftzug verspürt.«

Dieser Behauptung musste Vin zwar zustimmen, nichtsdestotrotz log Hannay, denn er war zweifellos der Vampir, den er im

3 Scots (Schottisch): »Ja« (gesprochen: ai)

Haus der Calhouns gerochen hatte. Bevor er dazu etwas sagen konnte, hörte er einen Wagen vorfahren, gleich darauf jemanden an die Tür klopfen und merkte an Hannays Körperhaltung, dass er den Ankömmling kannte. Ihm selbst verriet der feine Geruch, der durch die Türritzen drang, dass es Shiva Ramajeetha war.

Hannay öffnete ihm die Tür, nachdem er sich mit einem Blick bei Ronan vergewissert hatte, dass er damit einverstanden war.

»Guten Abend, Gentlemen«, grüßte Ramajeetha.

Shiva, ich habe nichts getan, hörte Vin Hannay sagen, obwohl der nicht einmal die Lippen bewegte. *Jemand will mir was anhängen und ...* Er unterbrach sich, als der Inder die Hand hob.

»Callum, bitte sprich so, dass alle dich verstehen können. Außerdem hast du wohl vergessen, dass auch Werwölfe im Ultraschallbereich hören können.« Er lächelte Vin entschuldigend zu.

Hannay errötete und blickte Vin wieder finster an.

»Dürfen wir uns setzen, Callum?«

»Aye.« Hannay deutete unbestimmt in die Runde der Sitzgelegenheiten und setzte sich selbst wieder.

Ramajeetha nahm neben ihm Platz und blickte Vin und Ronan an, nachdem sie sich ebenfalls gesetzt hatten. »Sie haben zwei Leichen und ein Zeuge will Callum am Tatort gesehen haben. Haben Sie noch mehr Indizien, die ihn belasten?«

Vin nickte. »Das Blut, das ich hier rieche, und das Sie auch wahrnehmen, stammt definitiv von den Opfern. Und der Benzingeruch hier im Haus spricht für den Versuch, Spuren zu beseitigen.«

Ramajeetha blickte Hannay an. »Deine Erklärung, Callum? Und ich rate dir, es gar nicht erst mit einer Lüge zu versuchen.« Die Stimme des Inders klang streng, beinahe eisig.

Hannay ließ sich mit dem Rücken gegen die Sessellehne fallen, legte den Kopf zurück und blickte zur Decke, ehe er sich nach vorn beugte, die Unterarme auf den Knien abstützte und gequält, beinahe verzweifelt in die Runde blickte. »Ich habe keine. Ich hatte noch keine Gelegenheit nachzusehen, was es damit auf sich hat.« Er räusperte sich. »Ich ...« Wieder warf er Vin einen

misstrauischen Blick zu.

»Erzählen Sie uns einfach, was passiert ist«, forderte er den Vampir auf. »Da Sie wissen, was ich bin, können Sie sich denken, dass ich grundsätzlich geneigt bin, auch Dinge zu glauben, die für Menschen ins Reich der Märchen gehören.«

»Gleichfalls«, bekräftigte Ronan und blickte den Vampir erwartungsvoll an.

»Also gut. Ich habe eine Art Ritual, mit dem ich den Beginn meiner Nacht begrüße. Ich öffne alle Fenster. Nicht nur die Jalousien. Als ich das heute Abend kurz nach Sonnenuntergang mit meinem Schlafzimmerfenster getan habe, hat mich, als ich mich vom Fenster abwandte, etwas am Hals getroffen.« Er deutete auf die Stelle, an der natürlich nichts zu sehen war. Falls sich dort eine Wunde befunden hatte, war sie durch die vampirischen Selbstheilungskräfte längst geschlossen. »Muss wohl eine Art Betäubungspfeil gewesen sein. Keine Ahnung. Jedenfalls hat es mich ausgeknockt. Als ich vor einer halben Stunde zu mir gekommen bin, war mir kotzübel, und im ganzen Haus stank es nach Blut und Benzin. Und ja, es ist Rachels Blut. Und auch Joans. Ich konnte aber noch nicht nachsehen, weil ich, wie gesagt, erst mal kotzen musste und danach genug damit zu tun hatte, den Rest des Giftes aus meinem Kreislauf zu bekommen. Deshalb habe ich geduscht. Kaum war ich damit fertig, stand die Polizei schon vor der Tür. Unglücklicherweise mit einem Werwolf im Gepäck.« Das klang abfällig.

»Was dein Glück ist, Callum.« Ramajeethas Stimme klang jetzt tatsächlich eisig. »Ebenfalls, dass Lieutenant Kerry sein Partner ist und über uns Bescheid weiß. Andernfalls hätten wir ein erheblich größeres Problem.«

Hannay hob abwehrend die Hände.

Vin blickte Ramajeetha an. »Mr. Hannay lügt. Er war heute am Tatort. Ich habe seinen Geruch dort wahrgenommen, und der war frisch. Da gab es zwar auch den eines Menschen, aber er war in jedem Fall auch dort.«

Ramajeetha starrte Hannay an, der errötete und zur Seite blick-

te. »Noch eine Lüge, Callum, und du lernst meine unangenehme Seite kennen.«

Hannay sprang auf und deutete auf Vin. »Wieso glaubst du eigentlich ihm und nicht mir? Er ist ein Werwolf!«

»Der erstens ein Cop ist und zweitens noch viel zu jung, um die Vorurteile und Ressentiments der Alten seiner Art uns gegenüber zu hegen. Weshalb er drittens keinen Grund hat, zu lügen und wir alle dadurch viertens die Chance haben, eine Menge für die Völkerverständigung zu tun und allen – seinen Leuten ebenso wie unseren – zu beweisen, dass ein friedliches Zusammenleben möglich ist. Und ich drehe jedem Vampir den Hals um, der das gefährdet, nur weil er seine Vorurteile nicht loslassen will.«

Vin unterdrückte ein Lächeln. Dasselbe hatte auch Cronos bei ihrem ersten Treffen gesagt.

Hannay starrte ihn finster an. »Er ist ein Rassimov-Wolf. Und ein Schattenwolf obendrein.«

Vin bewahrte ein gleichmütiges Gesicht. Brian Wolfheart, der für das Rudel zuständige Wächter und Mentor, hatte sie alle darauf vorbereitet, dass sie eine harte Zeit haben würden, um von diesem doppelten Makel loszukommen. »Schattenwölfe«, wie die geborenen Werwölfe die verwandelten Menschen bezeichneten, galten für viele der »echten« Werwölfe als Wölfe zweiter Klasse. Dass sie ausgerechnet von dem »Schwarzen Rudel« verbrecherischer Dunkelwölfe gezeugt worden waren, das unter Werwölfen wie Vampiren gleichermaßen den übelsten Ruf genoss, machte sie zu Werwölfen dritter Klasse. Gerade deshalb unternahm Vin alle Anstrengungen, dafür zu sorgen, dass sein Rudel absolut sauber blieb. Aber der schlechte Ruf ihrer Erzeuger klebte an ihnen wie Pech.

»Ich bin Cuyahoga-Valley-Wolf«, sagte er ruhig. »Und nach meinen Informationen gibt es kein Gen, mit dem Werwölfe ihre freie Entscheidung, Verbrechen zu begehen, auf von ihnen gezeugte Schattenwölfe vererben können. Aber was ich bin oder nicht, ändert nichts an der Tatsache, dass Sie gelogen haben, Mr.

Hannay. Egal, was Sie von mir halten oder von Werwölfen generell, hier geht es um die Sicherheit Ihrer Kolonienmitglieder und meines Rudels gleichermaßen. Hinter der sollten persönliche Ressentiments unbedingt zurückstehen.«

»Eine Einstellung, die ich voll und ganz teile«, pflichtete Ramajeetha ihm bei. »Und mit der er mehr Weisheit beweist als du, Callum. Am besten sehe ich mich persönlich am Tatort um und erschnüffele selbst, wer dort war und wer nicht. Und wehe dir, Callum, wenn ich dann feststelle, dass du dort gewesen bist und es jetzt nicht zugegeben hast. Verdammt, hier geht es um Schadensbegrenzung und vor allem darum, zu verhindern, dass die Jäger auf uns aufmerksam werden. Also raus mit der Wahrheit.«

Hannay errötete. »Aye, ich war dort. Ich erhielt eine SMS von Rachel, die mich zu kommen bat zu einem gemütlichen Abend. Als ich ankam, waren sie und Joan tot. Dem Geruch ihres Blutes nach zu urteilen bereits seit einiger Zeit. Lange genug, dass sie mir nicht die SMS geschickt haben kann.«

Ramajeetha wandte sich an Vin. »Ich weiß nicht, ob es Ihnen bereits aufgefallen ist, aber Blut, das sich nicht mehr im Körper befindet, ändert seinen Geruch subtil mit jeder Minute, die vergeht. Erfahrene Werwölfe und Vampire können anhand dieses Geruchs den Todeszeitpunkt akkurater bestimmen als die modernen Methoden der Forensik.«

Vin nickte. Das hatte er schon bemerkt. Er war allerdings noch nicht in der Lage, durch den Geruch das Alter des Blutes bestimmen zu können.

»Ich habe gemacht, dass ich wegkomme«, fuhr Hannay fort, »weil es offensichtlich war, dass mich jemand gezielt dorthin gelockt hatte. Aber ich schwöre, dass mich niemand gesehen hat. Vor dem Haus war kein Parkplatz frei, weshalb ich meinen Wagen zwei Straßen weiter parken musste. Und wie ich schon sagte«, er blickte Vin und Ronan an, »ich habe mich so schnell bewegt, dass mich niemand gesehen haben kann.«

»Und wann wolltest du mich darüber informieren, Callum?« Ramajeethas Stimme klang so eisig, dass Vin froh war, nicht das

Ziel des Tadels zu sein.

»Sobald ich wieder zu Hause war. Aber dann passierte das, was ich bereits gesagt habe. Nur dass ich betäubt wurde, kaum dass ich meine Haustür aufgeschlossen hatte. Und als ich zurückgekommen bin, hat es hier weder nach Blut noch nach Benzin gerochen. Das schwöre ich.«

Ramajeetha blickte ihn streng an. »Und statt uns sofort die Wahrheit zu sagen, versuchst du, dich rauszulügen. Hast du geglaubt, ich finde die Wahrheit nicht raus? Auch ohne dass Detective Bennett deine Lüge entlarvt?«

Hannay zuckte mit den Schultern. »Ich habe befürchtet, dass du mir nicht glaubst.«

Der Inder schnaubte. »Blödsinn. Du weißt, dass wir Wächter eine unbestechliche Methode haben, Schuld oder Unschuld festzustellen. Also versuche nicht, deine Feigheit schönzureden.«

Hannay errötete diesmal bis zu den Haarwurzeln.

»Ich schlage vor, wir gehen jetzt gemeinsam der Ursache des Blutgestanks auf den Grund.« Ramajeetha forderte sie alle mit einer Kopfbewegung auf, ihm zu folgen.

Die Ausdünstung des Blutes kam zweifellos aus dem Keller. In einem kleinen Raum war auf den Boden mit Blut ein Pentagramm gemalt. Und in dessen Mitte lag Joan Calhouns fehlendes Herz.

»*Íosa Crìosd!*«, murmelte Ronan und schüttelte den Kopf, ehe er erst Hannay, dann Shiva Ramajeetha anblickte. »Ich muss Ihnen nicht sagen, wie das aussieht.« Er zählte an den Fingern auf. »Zwei tote Frauen. Einer wurde das Herz aus dem Leib gerissen. Ein Zeuge behauptet, Mr. Hannay vom Tatort flüchten gesehen zu haben. In Mr. Hannays Keller wird ein menschliches Herz inmitten eines mit Blut auf den Boden gemalten Symbols gefunden. Mal abgesehen davon, dass Vins Nase ihm bereits bestätigt hat, dass das Blut von den beiden Opfern stammt, wird eine DNA-Analyse das zweifelsfrei beweisen, ebenso, dass das Herz von Joan Calhoun stammt. Obendrein hat Mr. Hannay gelogen und vorhin einen Fluchtversuch unternommen.«

Ramajeetha blickte Hannay kalt an, der wieder einmal errötete und den Kopf senkte. »Dummkopf!« Die Stimme des Inders klang schneidend und voller Verachtung.

»Mr. Ramajeetha, Sie sehen unser Problem.«

»Ja, Lieutenant. Sie müssen Callum verhaften.«

»Das kannst du nicht zulassen, Shiva! Ich bin unschuldig. Ich habe das nicht getan.«

Der Inder nickte. »Was sich zwar für uns ganz leicht beweisen lässt, aber die Polizei braucht eine andere Art von Beweisen. Dennoch werden wir Lieutenant Kerry und Detective Bennett deine Unschuld auf unsere Weise zeigen.«

»Nein!« Hannay deutete auf Vin. »Nicht vor seinen Augen. Und vor denen eines Menschen auch nicht. Verdammte, Shiva, das ist eine heilige Handlung, die ...«

»*Ich* bin Wächter, und *ich* entscheide, wer was zu sehen bekommt und was nicht.«

Vin hatte geglaubt, dass die Stimme des Inders nicht noch kälter klingen könnte als bisher. Diese Worte belehrten ihn eines Besseren. »Mr. Ramajeetha, wir verlassen gerne solange den Raum«, schlug er vor.

»Bitte bleiben Sie. Mir liegt daran, Ihnen zu beweisen, dass Sie uns vertrauen können. Vor allem darauf, dass wir keine Verbrecher schützen. Außerdem wünsche ich Ihnen zu demonstrieren, dass wir die Schuld eines der Unseren zweifelsfrei feststellen können.« Er ballte die rechte Hand zur Faust, an der er einen breiten Goldring mit einem auffallenden daumennagelgroßen Rubin trug, und richtete den Ring auf Hannay. »Wie lautet das Urteil über Callum Hannay hinsichtlich der Beschuldigung, zwei Menschenfrauen getötet zu haben?«

Ramajeethas Stimme hatte einen tiefen Klang bekommen und hallte nach, als käme sie aus einem Amphitheater. Der Rubin glühte auf. Ein Lichtstrahl schoss daraus hervor und traf Hannay mitten auf die Stirn, wo er ein Symbol malte, das weiß aufleuchtete, ehe der Strahl erlosch und es langsam verblasste.

»Sie müssen mir das natürlich nicht glauben, Gentlemen,

aber«, er hielt die Hand mit dem Ring so, dass Vin und Ronan ihn sehen konnten, »die Ringe der Gerechtigkeit sind von den Höchsten Mächten gesegnet. Jeder Wächter erhält einen bei seiner Amtseinführung, damit er immer genau weiß, ob ein Vampir Schuld auf sich geladen hat und wenn ja, ob sein Verbrechen seine sofortige Hinrichtung erfordert, er vor ein Tribunal gestellt werden muss oder unschuldig ist. Was Sie gesehen haben, war die Glyphe der Unschuld. Die der Schuld ist gelb und die des Todes rot. Callum hat die Wahrheit gesagt. Er hat die Frauen nicht umgebracht.«

»Ich glaube Ihnen, Mr. Ramajeetha«, sagte Ronan.

Das tat Vin auch, denn er hatte bei dem Vorgang etwas gefühlt, das entfernt dem andächtigen Gefühl ähnelte, dass er in einer Kirche empfand. Nur war dieses erheblich stärker gewesen.

»Aber das löst nicht unser Problem.«

Der Inder nickte. »Sie müssen Callum verhaften, gar keine Frage. Er hat einen Behindertenausweis als Xeroderma-pigmentosum-Kranker. Wie wir alle.« Ramajeetha lächelte, wurde aber sofort wieder ernst. »Aufgrund dessen kommt eine normale Haft für ihn natürlich nicht infrage. Ich werde den zuständigen Richter davon überzeugen, dass in diesem besonderen Fall Hausarrest mit Fußfessel die einzige angemessene Verfahrensweise ist.«

Bei Xeroderma pigmentosum handelte es sich um eine real existierende, durch einen Gendefekt verursachte Krankheit, die im Volksmund als »Lichtallergie« genannt wurde. Jeder Kontakt mit Tages- und erst recht Sonnenlicht löste bei den Betroffenen unverzüglich die Entstehung von Schwarzem Hautkrebs mit rapide fortschreitendem, tödlichem Verlauf aus, weshalb sie sich ausschließlich in der Dunkelheit ins Freie wagen konnten. Sogar ein Aufenthalt in der Dämmerung war problematisch. So schlimm diese Krankheit für die real betroffenen »Mondscheinkinder« auch war, für die Vampire war sie die perfekte Tarnung, um ihr Geheimnis zu wahren.

»Das wollte ich vorschlagen«, stimmte Ronan zu. Er blickte Hannay an. »Was ist mit dem Benzingeruch?«

Ramajeetha antwortete an seiner Stelle. »Das ist ein bewährtes Mittel, das alle Anderswesen verwenden, um ihren Eigengeruch zu überdecken, wenn sie nicht wollen, dass ein Vampir oder Werwolf oder jemand anderes mit einem scharfen Geruchssinn jemanden anhand dessen identifizieren kann.« Er hob abwehrend die Hände. »Womit ich keinesfalls behaupten wollte, dass einer Ihrer Leute mit dieser Sache zu tun hat, Mr. Bennett. Ich weiß, dass keiner von Ihnen Grund hat, Vampire zu hassen und wohl auch Callum nicht persönlich kennt. Da ich mir sicher bin, dass auch keiner von uns damit zu tun hat, bleibt nur noch die Möglichkeit, dass ein Mensch dahintersteckt.«

»Der weiß, dass Mr. Hannay ein Vampir ist?«, vermutete Vin. »Und ihm gezielt etwas anhängen will?« Er schüttelte den Kopf. »Warum?«

»Keine Ahnung!«, fauchte Hannay. »Das rauszufinden ist Aufgabe der Polizei. Das heißt, das wäre sie, wenn für Sie meine Schuld nicht längst feststünde.«

»Noch ein Wort in diese Richtung, Callum, und ich fahre mit dir Schlitten«, warnte Ramajeetha.

»Mr. Hannay, kennen Sie einen Zane Colfax?«, fragte Vin.

Hannay zögerte.

»Die Wahrheit, Callum«, mahnte Ramajeetha.

»Nicht direkt. Ich weiß, dass er ein Nachbar von Rachel ist. Sie hat mal seinen Namen erwähnt, als ich sie besucht habe und er gerade mit seinem Hund vorbeiging. Warum?«

»Er ist der Zeuge, der Sie vorhin aus dem Haus hat rennen sehen. Angeblich.« Vin fixierte Hannay, damit ihm keine seiner Reaktionen entging.

Der Vampir sah ihm in die Augen. »Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Er kann mich nicht flüchten gesehen haben. Allenfalls wie ich Rachels Haus betreten habe, aber ich bin sicher, dass auch das niemand beobachtet hat. Wir Vampire spüren sehr genau, wenn jemand in unserer Nähe ist. Und die Älteren unter uns fühlen auch, wenn jemand uns ansieht. Mich hat niemand gesehen.« Er runzelte die Stirn. »Aber jemand hat mich beobach-

tet, als ich nach Hause gekommen bin. Ich dachte, es wäre ein Nachbar vom Haus gegenüber. Aber es muss derjenige gewesen sein, der mich betäubt hat.«

»Womit kann man eigentlich einen Vampir betäuben?«, überlegte Ronan.

»Da gibt es schon ein paar Dinge«, sagte Ramajeetha und blickte Hannay fragend an.

»Es war Eisenhut.« Hannay nickte. »Ich kenne die Nebenwirkungen, wenn man wieder zu sich kommt.« Er blickte von einem zum anderen. »Und als ich wieder zu mir gekommen bin, war meine Kleidung blutbesudelt. Sie liegt noch oben im Bad.« Er schnitt eine Grimasse. »Ein weiteres Indiz für meine Schuld.«

»Weshalb sich mir die Frage stellt«, wandte Ramajeetha ein, »warum Mr. Colfax behauptet hat, Callum gesehen zu haben.«

»Das finden wir heraus«, versprach Ronan und nickte dem In-der zu. »Aber erst holen wir uns den richterlichen Beschluss, dass Mr. Hannay nicht ins Gefängnis muss. Und damit alles seine Ordnung hat: Callum Hannay, Sie sind verhaftet wegen des dringenden Verdachts, Rachel und Joan Calhoun ermordet zu haben.« Ronan zog die eingeschweißte Karte aus der Hosentasche, auf der die Rechte eines Verdächtigen standen, und las sie ihm vorschriftsmäßig vor. »Sie haben das Recht zu schweigen. Sollten Sie von diesem Recht keinen Gebrauch machen, kann alles, was Sie sagen, vor Gericht gegen Sie verwendet werden. Sie haben das Recht auf die Anwesenheit eines Anwalts bei jeder Vernehmung. Sollten Sie sich keinen leisten können, wird Ihnen vom Gericht einer zugewiesen. Haben Sie Ihre Rechte verstanden?«

»Aye.«

»Da Sie uns bereits Ihr Wort gegeben haben, nicht zu fliehen, vertraue ich darauf, dass Sie noch hier sind, wenn wir nachher mit der Fußfessel zurückkommen.«

»Das wird er«, versicherte Ramajeetha und bedachte Hannay mit einem warnenden Blick. »Er weiß, dass ich ihn überall finde. Selbst wenn ich dafür Sam Tylers Dienste in Anspruch nehmen

muss.«

Ramajeetha kannte Sam? Richtig, ihr Detektivbüro wurde von Weston, Kruger & Goldstein in juristischen Angelegenheiten vertreten. Ramajeetha arbeitete für diese Kanzlei.

»Keine Sorge, ich bleibe«, versprach Hannay und blickte Vin an. »An Ihrer Stelle würde ich aber bei Mr. Colfax anfangen, nach dem wahren Täter zu suchen.«

»Er kann es zwar nicht gewesen sein, weil er keinen Blutgeruch an sich hatte, aber wir werden ihn fragen, ob er sich sicher ist, dass er Sie gesehen hat.«

Der Vampir fletschte die Zähne. »Da bin ich aber mal gespannt.«

Vin ging nicht darauf ein, sondern verließ mit Ronan und Ramajeetha das Haus. An der Tür drehte er sich noch einmal um. »Wir versuchen wirklich, Ihnen zu helfen, Mr. Hannay. Es würde uns unsere Arbeit aber erheblich erleichtern, wenn Sie Ihre Abneigung gegen Werwölfe nicht bei jeder Gelegenheit demonstrieren würden.«

»*Drap deid!*«⁴, zischte der Vampir und knallte die Tür hinter ihnen zu.

»Sehen Sie es Callum bitte nach, Mr. Bennett«, bat Ramajeetha. »Er hat den Krieg zwischen unseren Völkern noch miterlebt und wie so viele – auf beiden Seiten übrigens – einen persönlichen Verlust erlitten, den er immer noch nicht vollständig bewältigt hat. Ich behalte ihn in jedem Fall im Auge und werde ihn mir nachher noch mal ordentlich zur Brust nehmen.«

»Bitte nicht meinetwegen«, bat Vin. »Ich komme damit klar. Als Cop bin ich Anfeindungen gewöhnt.«

»Ich werde aber nicht dulden, dass Sie die von meinen Leuten bekommen, nur weil Sie ein Werwolf sind.« Er nickte Vin zu, stieg in seinen Wagen und fuhr davon.

Ronan setzte sich in den Dienstwagen und rief die Kollegen

4 Scots (Schottisch): »Leck mich am Arsch!« (wörtlich: fall tot um; gesprochen: drap diid)

und das Forensikteam. Der Tatort im Keller musste gesichert und untersucht werden. Außerdem durfte Hannay laut Vorschrift nicht allein am Tatort bleiben, weil die Möglichkeit bestand, dass er ihn veränderte und Spuren beseitigte. Danach ging er mit Vin zu Hannay zurück und wartete, bis die Kollegen eingetroffen waren. Hannay ignorierte Vin. Was ihm lieber war als Anfeindungen und Beleidigungen.

Der ganze Fall gefiel ihm nicht. Dass höchstwahrscheinlich ein Mensch nicht nur Hannays Geheimnis kannte, sondern ihn obendrein vernichten wollte, war schlimm genug. Dass er nicht davor zurückschreckte, in diesem Zuge buchstäblich über die Leichen Unschuldiger zu gehen, war schlimmer, weil es befürchten ließ, dass er noch einen Mord begehen würde, sobald Hannays Unschuld bewiesen wurde. Das einzig Gute bis jetzt war die Tatsache, dass Shiva Ramajeetha offensichtlich sein Wort hielt und für Ruhe in seiner Gemeinschaft sorgte. Zumindest in dieser Hinsicht musste sich Vin keine Sorgen machen.

In einer anderen schon. Falls es dem Mörder gelingen sollte, der Öffentlichkeit zu enthüllen – oder auch nur einigen wenigen Menschen –, dass es Vampire tatsächlich gab und dass sie hier in Cleveland bisher unerkannt mitten unter ihnen lebten, würde das mit größter Wahrscheinlichkeit wieder die Jäger von PROTECTOR auf den Plan rufen. Hinter deren Fassade einer renommierten Detektei verbarg sich eine Organisation von Jägern, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Welt von Vampiren, Werwölfen und jedem sonstigen Anderswesen zu säubern, das sich hier aufhielt.

Vin dachte mit Schauern daran, wie knapp sein Rudel der ersten und hoffentlich auf ewig einzigen Begegnung mit den Jägern entkommen war, als sie erst seit wenigen Tagen als Werwölfe lebten. Ohne Sams Hilfe wären sie alle tot. Sam hatte zwar mit einem ihrer Zauber bewirkt, dass die Jäger das Haus des Rudels niemals wiederfinden würden, aber im Stadtgebiet wirkte der Zauber nicht. Dort waren die Rudelmitglieder angreifbar.

Nicht nur deshalb lag es in seinem ureigensten Interesse he-

rauszufinden, wer es auf Callum Hannay abgesehen hatte. Der Vampir hatte recht: Zane Colfax war dafür ein wirklich guter Ansatzpunkt.

Als Vin Stunden später nach Hause kam, nachdem seine Nachtschicht beendet war, fühlte er, dass alle seine Rudelgeschwister zu Hause waren.

»Rudelversammlung!«

Er musste nicht lange warten, bis sich die fünf Frauen und zwei Männer im Wohnzimmer versammelt hatten. Vin lächelte ihnen allen ermutigend zu und berichtete, wie sein Tag und seine halbe Nacht verlaufen waren. Die anderen taten es ihm nach. Anschließend nannte jeder seinen Rudelnamen – den Namen »Cleveland« an seinen Namen angehängt – und bestätigte, ein Cuyahoga-Valley-Wolf zu sein in Anlehnung an den Ort, an dem sie lebten, den Cuyahoga Valley National Park. Gleichzeitig knüpfte jeder einen Knoten in eine Schnur. Jede Knotenschnur wurde anschließend an eine Schnur gehängt, die quer vor ein Gemälde gespannt war, das Kim Howard gemalt hatte und das jedes Rudelmitglied in seiner Wolfsgestalt porträtierte. Obwohl das Bild recht groß war und die Knotenschnüre so dicht wie möglich daran gehängt wurden, war abzusehen, dass das Bild bald unter den Schnüren verschwunden sein würde. Was der Zweck des Ganzen war, um, wie Kim betont hatte, dadurch auf künstlerische Weise zu demonstrieren, dass das Rudel im Verborgenen lebte. Leben musste. Und zwar seit 191 Tagen.

Vin hatte dieses Ritual eingeführt, nachdem sie den Jägern entkommen waren, um dadurch den Zusammenhalt des Rudels zu fördern. Es funktionierte, denn er spürte, dass sie alle dadurch immer enger zusammenwuchsen. Sogar Patrick Connolly fügte sich langsam in die Gemeinschaft ein, obwohl er nach wie vor aufsässig war und Vin bei jeder sich bietenden Gelegenheit um die Stellung als Alphawolf herausforderte. Nicht unbedingt nur,

um die Führungsposition zu erlangen, sondern inzwischen in erster Linie wegen Sheila Partridge, der Alphawölfin.

Bei den Werwölfen galt noch mehr als bei den rein tierischen Wölfen die Prämisse, vielmehr der Instinkt, dass innerhalb des Rudels die beiden Alphas ein Paar bildeten. Wenn sie denn ein Paar bilden wollten. Dass Patrick ein Auge auf Sheila geworfen hatte, und zwar schon bevor Vin die Führung des Rudels übernommen hatte, war ihm von Anfang an klar gewesen. Dass der junge Mann immer wieder Versuche unternahm, Sheila zu verführen, hatte Vin längst mitbekommen, sah aber keinen Grund einzugreifen, denn Sheila zeigte Patrick die kalte Schulter.

Dafür machte sie keinen Hehl daraus, dass sie an Vin interessiert war. Er an ihr ebenfalls, wenn er ehrlich war. Doch er weigerte sich, einem Instinkt nachzugeben. Wenn er sich mit einer Frau einließ, dann, weil er sich emotional zu ihr hingezogen fühlte, nicht weil ein Instinkt ihn dazu drängte. Sheila war jedoch der Überzeugung, dass zumindest ihr Interesse an ihm nicht instinktbedingt wäre. Vin konnte das kaum glauben. Er war immerhin 42 Jahre alt, Sheila erst zwanzig, weshalb er sich nicht vorstellen konnte, was sie an ihm fand. Er gehörte beileibe nicht zu den bestaussehenden Männern und war äußerlich nur Durchschnitt. Das änderte aber nichts an der Tatsache, dass Sheila ihm Avancen machte; besonders wenn sie als Wölfe in den Vollmondnächten durch den Wald streiften. Auch jetzt lächelte sie ihm zu und hatte sich dichter zu ihm gesetzt, als es erforderlich gewesen wäre, um zu zeigen, dass sie die Alphawölfin war und deshalb zu ihm gehörte.

Er ignorierte das. Unter anderem, weil ihn der Fall Callum Hannay beschäftigte. Während Ronan mit Shiva Ramajeetha bei dem Richter, der Bereitschaftsdienst hatte, durchgesetzt hatte – mithilfe der hypnotischen Fähigkeiten des Vampirs –, dass Hannay unter Hausarrest gestellt wurde, war Vin noch einmal zum Haus der Calhoun-Schwester gefahren, um Zane Colfax zu befragen. Der Mann hatte zwar nach wie vor behauptet, Hannay gesehen zu haben, aber seine Aussage abgeschwächt und einge-

räumt, sich vielleicht geirrt zu haben: »Aber falls es Hannay nicht war, dann ein Mann, der ihm verdammt ähnlich gesehen hat. Allerdings kenne ich Hannay nicht gut genug, um ihn zweifelsfrei identifizieren zu können. Ich habe ihn allenfalls zwei-, dreimal flüchtig gesehen. Deshalb war ich mir sicher, dass er es war.«

Vin war sich seinerseits sicher, dass er log. Der Mann hatte zu erschrocken und zu verunsichert auf die erneute Befragung reagiert. Am liebsten hätte er das Colfax ins Gesicht gesagt. Doch aus Erfahrung mit Verhören wusste er, dass der in dem Fall nur dichtgemacht hätte. Er musste ihn anders knacken. Die wichtigste Frage war jedoch, warum Colfax log. Die zweitwichtigste war, wie weit er mit den Morden zu tun hatte. Er war nicht der Täter; das stand fest. Aber kannte er den Mörder? Oder hatte er aus persönlichen Gründen – zum Beispiel Eifersucht – einfach nur die Gunst der Stunde genutzt und Hannay aus Rache belastet? Vin würde es herausfinden. Das war er den Toten schuldig.

Nachdem das Rudel gemeinsam geheult hatte, zogen sich alle wieder in ihre Zimmer zurück.

»Fiona, auf ein Wort«, hielt Vin die rothaarige junge Frau zurück. Sie war mit einundzwanzig Jahren die Älteste der weiblichen Rudelmitglieder und auf dem besten Weg, eine gute Anwältin zu werden.

Sie blickte Vin abwartend an. Fiona war verglichen mit den anderen und gemessen an dem Beruf, den sie ergreifen wollte, recht still. Vin war sich sicher, dass irgendetwas sie beschäftigte, und zwar nicht erst, seit sie unfreiwillig zur Werwölfin geworden war. Aber sie hatte sich ihm bis jetzt nicht anvertraut und würde das vielleicht niemals tun, obwohl Vin sich große Mühe gab, jedem Rudelmitglied zu signalisieren, dass er jederzeit für sie alle da war.

»Du hast vorhin erwähnt, dass du morgen ein Vorstellungsgespräch für einen Praktikumsplatz bei Weston, Kruger & Goldstein hast. Ich drücke dir die Daumen, dass es klappt.«

»Danke.«

»Die Kanzlei hat einen Juniorpartner. Shiva Ramajeetha. Er ist ein Vampir und Wächter und Präfekt der Kolonie. Ich weiß nicht, ob du jemals mit ihm zu tun bekommen wirst, falls du die Stelle bekommst, aber für den Fall, dass dem so sein sollte ...«

»Weiß ich mich zu benehmen, Vin. Keine Sorge.« Abwartend blickte sie ihn an.

»Fiona, wenn du mal jemanden zum Reden brauchst ...«

»Dann bist du für mich da, ich weiß«, unterbrach sie ihn zum zweiten Mal und lächelte flüchtig. »Das ist gut zu wissen. Und beruhigend, auch wenn ich keinen Gebrauch davon mache.« Sie zögerte. »Ich bin gewohnt, die Dinge mit mir selbst auszumachen.«

Vin nickte. »Ich auch. Das bringt eine Kindheit und Jugend in Waisenhäusern nun mal mit sich. Da wir aber eine Familie sind, sollten wir in jeder Beziehung zusammenhalten und füreinander da sein. Das ist etwas unendlich Kostbares.«

Fionas Gesicht nahm einen wehmütigen Ausdruck an. »Da hast du recht, Vin. Und glaub mir, ich weiß das zu schätzen. Auch wenn ich das nach außen hin nicht zu erkennen gebe.«

Sie nickte ihm zu und verließ das Wohnzimmer. Vin blickte ihr nach. Fiona war eine ausgesprochen vernünftige junge Frau, der er jederzeit zutraute, ihre Angelegenheiten allein zu regeln. Aber er wusste aus Erfahrung, wie gut es manchmal tat, wenn man jemanden hatte, dem man sich anvertrauen konnte.

Er schüttelte diese Gedanken ab und ging in sein Arbeitszimmer. Seit er ein Werwolf war, brauchte er nur noch wenige Stunden Schlaf. Drei bis vier pro Nacht genügten ihm vollkommen. Oft brauchte er nicht einmal die. Deshalb loggte er sich von seinem Computer aus in den Polzeiserver ein und versuchte herauszufinden, ob es eine Verbindung zwischen Callum Hannay und Zane Colfax gab.

Zane Colfax hatte gewartet, bis seine Frau zu Bett gegangen

war, nachdem Detective Bennett das Haus verlassen hatte. Liz ließ es sich nicht nehmen, jeden Abend noch eine Stunde oder zwei zu lesen und ging sowieso nie vor Mitternacht schlafen. Dass Bennett noch mal gekommen war und mit seinem zweiten Besuch nicht bis zum nächsten Tag gewartet hatte, versetzte Zane in Angst. Dass er ausschließlich danach gefragt hatte, ob Zane sich sicher war, Callum Hannay wirklich gesehen zu haben, ließ ihm mulmig werden. Hatte der Detective Lunte gerochen? In jedem Fall rechtfertigte diese unvorhergesehene Komplikation, dass er ein bisschen Druck machte. Deshalb fuhr er, nachdem Liz endlich schlief, zu seinem Auftraggeber.

Der Mann schlief ebenfalls noch nicht, wie die erleuchteten Fenster seines Hauses zeigten, obwohl es inzwischen fast ein Uhr morgens war. Deshalb war er auch schnell an der Tür, als Zane klingelte. Er hätte in Anbetracht der Situation auch keine Skrupel gehabt, ihn aus dem Bett zu klingeln. Der Mann riss die Tür auf, nachdem er durch den Spion geblickt hatte, und sah Zane kalt an.

»Wie haben Sie mich gefunden?«, wollte er wissen. Es klang eher drohend als erschrocken oder unsicher.

»Na, was glauben Sie denn? Ich bin Ihnen gefolgt. Haben Sie ernsthaft geglaubt, dass ich mich nicht absichere, wenn mir jemand einen so ungewöhnlichen Auftrag erteilt? Dass das notwendig war, beweist das, was heute Abend geschehen ist. Haben Sie die Calhoun-Schwestern umgebracht?«

Der Mann verzog verächtlich das Gesicht. »Glauben Sie ernsthaft, dass ich dann Sie quasi zum Mitwisser gemacht hätte? Ich habe nur einen Auftrag ausgeführt, der lautete, dass ich Ihnen das Geld dafür geben soll, dass Sie behaupten sollen, einen Callum Hannay heute Abend aus dem Haus der Calhouns flüchten gesehen zu haben. Dafür wurde ich bezahlt. Ziemlich gut, wie ich sagen muss. Darum habe ich keine Fragen gestellt.« Er runzelte die Stirn. »Sie sagen, jemand ist ermordet worden? Verdammte Scheiße.«

Zane starrte den Mann an und fühlte sich maßlos enttäuscht.

Er hatte geglaubt, dass der ihm helfen könnte, aus der sich anbahnenden Bredouille herauszukommen, noch bevor sie sich richtig etabliert hatte. Dass der auch nur ein beauftragter Bote gewesen war, bewies, dass der wahre Mann im Hintergrund jede nur erdenkliche Anstrengung unternommen hatte, unerkannt zu bleiben. Außerdem war es bei näherer Betrachtung unwahrscheinlich, dass dieser Mann der Mörder sein könnte. Er wirkte zwar rüstig, war aber schon älter, mindestens Mitte sechzig. Nach dem, was Zane über die Art des Todes der Schwestern mitbekommen hatte, passte eine so grausame und brutale Tat nicht zu einem Mann wie diesem. Nur ein Bote also.

»Warum sind Sie eigentlich gekommen?«, fragte der Mann Zane, der nicht mal dessen Namen kannte. Weder am Briefkasten an der Grundstücksgrenze noch am Haus war ein Namensschild angebracht.

»Ich habe getan, was Sie mir aufgetragen haben, aber wie es aussieht, glaubt mir die Polizei nicht. Verdammte, wenn die mir auf die Schliche kommen, kriegen die mich dran.«

Der Mann zögerte und blickte an Zane vorbei die Straße hinunter, ob jemand sie beobachtete. »Kommen Sie rein«, forderte er ihn auf und trat zur Seite.

Zane folgte dem Mann ins Wohnzimmer. »Wie heißen Sie eigentlich?«

»Simon Bender. Nehmen Sie Platz. Ein Bier?«

Zane schüttelte den Kopf.

Bender holte eine Bierflasche aus der Küche, öffnete sie und trank einen langen Schluck, ehe er Zane auffordernd ansah. »Ich denke, die Polizei kann Ihnen gar nichts anhaben. Wenn Sie bei Ihrer Aussage bleiben. Sie sind doch bei Ihrer Aussage geblieben, dass Sie diesen Hannay gesehen haben?«

Zane wackelte ungeduldig mit dem Kopf. »Ja, schon, aber ich habe sie ein bisschen abgeschwächt, dass ich mir zwar sicher bin, aber Hannay nur wenige Male flüchtig gesehen habe. Ich habe also angedeutet, dass ich mich theoretisch geirrt haben könnte. Was anderes kann ich mir nicht leisten. Vielleicht hat dieser

Hannay ein wasserdichtes Alibi für die Zeit der Morde.« Zane schüttelte den Kopf. »Mein Gott, wenn ich gewusst hätte, dass Rachel und Joan ermordet werden sollen, hätte ich mich doch nie darauf eingelassen!«

Bender schüttelte ebenfalls den Kopf. »Und obwohl Sie geglaubt haben, dass ich ein Mörder sein könnte, sind Sie hergekommen, um mich zur Rede zu stellen? Ganz schön leichtsinig.«

Das wurde Zane in diesem Moment auch bewusst. Er blickte Bender ernst an. »Haben Sie eine Ahnung, wer dahintersteckt?«

»Himmel, nein!« Bender schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Und ich will es auch gar nicht wissen. Denn offensichtlich ist der Kerl gefährlich. Wenn Sie mich fragen, bleiben Sie einfach bei dem, was Sie der Polizei gesagt haben. Sollte dieser Hannay wirklich mit einem Alibi aufwarten können, haben Sie den Boden für Ihre Entlastung ja schon vorbereitet, wie Sie sagen. Die Polizei wird glauben, dass Sie tatsächlich einem ehrlichen Irrtum zum Opfer gefallen sind, als sie behauptet haben, Hannay gesehen zu haben. Was anderes können die Ihnen nicht beweisen.« Er blickte Zane scharf an. »Sie waren doch nicht so dumm, das Geld auf Ihr Konto einzuzahlen oder eine teure Anschaffung zu machen?«

»Natürlich nicht«, empörte sich Zane. »Wie hätte ich das meiner Frau erklären sollen? Nein, das Geld ist gut versteckt. Irgendwann mache ich einen Trip nach Vegas oder Atlanta und gewinne es dort angeblich im Casino. Aber erst, wenn Gras über die Sache gewachsen ist.«

»Gute Idee.«

»Was mag der Typ wohl damit bezwecken?«, rätselte Zane.

Bender hob abwehrend die Hand. »Weiß ich nicht. Will ich nicht wissen. Geht mich auch nichts an. Ich werde mich an meinem leicht verdienten Geld für eine halbe Stunde Arbeit erfreuen und alles andere vergessen.« Er sah Zane eindringlich in die Augen. »Das sollten Sie auch tun. Unbedingt.«

Zane nickte. Grundsätzlich erschien ihm das auch als das Bes-

te. »Aber wenn dieser Hannay seine Unschuld nicht beweisen kann und vielleicht sogar hingerichtet werden soll wegen eines Doppelmordes, den er gar nicht begangen hat ...«

»Was dann?« Benders Stimme klang aggressiv. »Rennen Sie dann zu den Cops und sagen, was Sie wissen? Ganz schlechte Idee. Damit werden Sie zum Mitwisser und somit zum Mittäter. Sie kennen das Gesetz, nehme ich an. Also behalten Sie Ihr Geld und werden Sie glücklich damit. Wenn der Typ Ihnen auch soviel gezahlt hat wie mir, ist das genug, um Ihr schlechtes Gewissen zehnmal zu beruhigen.«

Zane nickte. Aber gerade das gab ihm zu denken. Welcher Mensch gab fünfzigtausend Dollar aus – noch dazu an zwei Personen –, nur um einen Mann mit einem Doppelmord zu belasten? Zanes Meinung nach musste man einen Menschen schon abgründig, um nicht zu sagen krankhaft hassen, um ihm so was anzutun. Und über wie viele weitere Leichen würde so jemand gehen, um seine Interessen zu schützen? Den Mann versuchen zu kontaktieren, war eine Schnapsidee gewesen. Zane konnte von Glück sagen, dass Bender auch nur ein Handlanger war. Außerdem hatte Bender recht. Die Polizei konnte Zane nichts beweisen. Und aus einem angeblich ehrlichen Irrtum konnte sie ihm auch keinen Strick drehen.

Er stand auf. »Ich gehe dann mal. Danke für den Rat.«

»Keine Ursache.« Bender stand ebenfalls auf und begleitete ihn zur Tür.

Als Zane in der Diele an dem dort hängenden Spiegel vorbeiging, sah er darin eine Bewegung hinter sich. Bender hob die Bierflasche und schlug zu. Bevor Zane reagieren konnte, hatte sie ihn am Kopf getroffen. Er verlor das Bewusstsein.

Fiona hatte das Gefühl, einem Inquisitionstribunal gegenüberzusitzen und hoffte, dass man ihr ihre Nervosität nicht anmerkte. Das wäre schlecht für ihre Beurteilung, vielmehr für ihre

Chancen, den Praktikumsplatz bei Weston, Kruger & Goldstein zu bekommen. Von einer angehenden Anwältin erwartete man, dass sie selbst im Angesicht von sarkastischen Richtern und vor Eifer geifernden Staatsanwälten die Ruhe bewahrte und sich nicht aus dem Konzept bringen ließ. Die fünf Menschen, mit denen sie es zu tun hatte, waren auch nur bedingt der Grund für ihre Unsicherheit.

Die Seniorpartner der renommierten Kanzlei, Neil Weston, Henry Kruger und Jason Goldstein senior, waren ältere Herren von Mitte sechzig bis Ende siebzig. Jason Goldstein hatte erst kürzlich seinen Sohn und Nachfolger in der Kanzlei durch einen Autounfall verloren. An seiner Stelle war Bill Crawford in die Kanzlei eingetreten, ein Enddreißiger mit einem offenen Gesicht, der gemütlich und sympathisch wirkte. Er war ebenso wie seine Kollegin Janet Armstrong Juniorpartner geworden. Das galt auch für den sechsten Anwalt, der Fionas Bewerbung prüfte und Fiona noch intensiver musterte als seine menschlichen Kollegen.

Shiva Ramajeetha war der Sohn indischer Einwanderer und litt, so hatte man begründet, dass das Interview am Abend nach Sonnenuntergang stattfand, an der seltenen Krankheit Xeroderma pigmentosum. Mit seiner Einstellung hatte die Kanzlei nicht nur ihre Behindertenquote erfüllt, sondern gleichzeitig ihr Angebot erweitert. Da Ramajeetha nur nachts oder tagsüber von zu Hause aus arbeiten konnte, hatten die Seniors mit ihm einen Nachtdienst eingerichtet und warben damit, dass Weston, Kruger & Goldstein rund um die Uhr für ihre Mandanten erreichbar war.

Keiner seiner Kollegen ahnte, dass Shiva Ramajeetha ein Vampir war. Doch so wie Fiona seine wahre Natur schon beim Betreten der Kanzlei mit ihrem untrüglichen Geruchssinn erkannt hatte, noch bevor sein Name sie ihr bestätigte, so hatte auch er Fionas erkannt und wusste daher, dass sie eine Werwölfin war. Ob das für seine Beurteilung ihrer Qualifikationen eine Rolle spielte, blieb abzuwarten.

Auch wenn sie mit niemandem darüber sprach, nicht mal mit

Vin, hatte Fiona noch lange nicht verwunden, dass sie kein Mensch mehr war. In gewisser Weise gab sie sich selbst die Schuld daran. Wenn sie sich nicht von Harry Sykes hätte breit-schlagen lassen, an der Lagerfeuerparty teilzunehmen, die er und ein paar andere Studenten verbotenerweise in einem Waldstück zwischen Lakeshore Boulevard und Lakeland Freeway veranstaltet hatten, wäre sie immer noch ein Mensch. Denn ausgerechnet dort war ein Rudel von Werwölfen aufgetaucht mit der leider erfolgreichen Absicht, die Zahl seiner Mitglieder zu erhöhen, indem sie Menschen bisßen und dadurch in ihresgleichen verwandelten. Obwohl niemand das hatte ahnen können, wäre es nicht passiert – wäre es *ihr* nicht passiert, wenn sie Harry nicht nachgegeben hätte, an der unerlaubten Aktion teilzunehmen.

Sie kannte zwar einschlägige Bücher und Filme, aber dass Werwölfe, Vampire und Dämonen real existieren könnten, hätte sie sich nicht mal in ihren übelsten Albträumen vorgestellt. Abgesehen davon, wenn sie nicht mit zu der Party gegangen wäre, wäre sie immer noch ein Mensch. Für sie war das umso bitterer, weil sie gar nicht der Partytyp war. Sie lebte fürs Studium und absolvierte damals das letzte Semester des Pre-Law-Kurses an der Cleveland State University, um mit einem guten Abschluss die Chance zu bekommen, eines Tages in einer Kanzlei wie Weston, Kruger & Goldstein eine Stellung zu bekommen und es zur Juniorpartnerin zu bringen. Harry hatte sie immer damit aufgezo-gen, dass sie vor lauter Lernen das Leben vergaß und dass das noch aus anderen Dingen bestand als Studium und Karriere, weshalb Fiona diesen anderen Dingen wenigstens mal eine Chance geben sollte.

Sie hatte versucht, dem Leben eine Chance zu geben und einen entsetzlichen Preis dafür bezahlt. Harry und etliche andere, die an jenem Abend dabei gewesen waren, hatten ihr Leben verloren, als die Wölfe sie zerfleischt hatten. Fiona sollte dankbar sein, dass sie noch lebte, doch das Dasein als Werwölfin brachte so viele Nachteile mit sich, dass sie sich seitdem oft genug gewünscht hatte, tot zu sein. Die Mentoren des Rudels – erfahrene,

ältere Werwölfe – hatten ihr und ihren Leidensgenossen zwar beigebracht, mit der Veränderung umzugehen und zum Beispiel die permanente Geruchsbelästigung einer Großstadt und ihrer Menschen ebenso weitgehend auszublenden wie den Lärm, aber es war nicht leicht, so zu leben. Erst recht nicht mit der Verwandlung in Wölfe, der sie jeden Monat an den drei Tagen des Vollmondes unterworfen wurden und den damit einhergehenden blutrünstigen Instinkten.

Zu ihrer aller Glück hatten sie das Haus der verbrecherischen Werwölfe übernehmen können, das am Rand des Cuyahoga Valley National Parks lag mit dem Wald direkt vor der Tür. Das erleichterte ihnen, diesen Teil auszuleben, ohne von Menschen dabei beobachtet zu werden. Ein noch größeres Glück war, dass das »Schwarze Rudel«, das ihnen das angetan hatte, vernichtet worden war. Bis auf einen, der maßgeblich dazu beigetragen hatte, die Verbrecher zur Strecke zu bringen. Das gab ihnen allen eine gewisse Sicherheit.

»Miss MacLeod«, riss die Stimme von Neil Weston sie aus ihren Gedanken, »Sie haben beeindruckende Noten. Den Bachelor of Arts in Pre-Law mit Bravour bestanden, im Nebenfach Strafrecht und Politikwissenschaft studiert. Das liest sich alles sehr gut.« Er sah sie auffordernd an. »Warum glauben Sie, sollten wir Ihnen den Praktikumsplatz geben?«

Fiona hatte sich gerade auf diese Frage sehr gut vorbereitet und antwortete nun, ohne zu zögern. »Die Kombination meiner Fächer deckt sich mit dem Schwerpunkt Ihrer Kanzlei, Sir. Darüber hinaus haben Sie gerade erst Ihren Nachtservice eingerichtet und brauchen Leute, die bereit sind, abends oder sogar nachts zu arbeiten. Das ist meine bevorzugte Arbeitszeit.«

Die reine Wahrheit. Allerdings war sie sich nicht mehr sicher, ob sie dieses Praktikum wirklich noch wollte. Das Praktikum natürlich schon, aber wenn sie eingestellt und tatsächlich für die Nachtschicht eingeteilt werden würde, musste sie mit Shiva Ramajeetha zusammenarbeiten. Das verunsicherte sie. Vin hielt Ramajeetha zwar für einen integren Mann, aber Fiona hatte keine

Ahnung, wie sie sich ihm gegenüber angemessen verhalten sollte. Vor allem war sie sich nicht sicher, ob er sie neutral behandeln oder sie spüren lassen würde, dass sie eine Werwölfin war.

Fiona vertrug Ablehnung schlecht. Egal wie oft sie sich vor Augen führte, dass Ablehnung ganz normal war und jeder sie hin und wieder aushalten musste, da niemand bei allen Leuten gleichermaßen gut gelitten war – jedes Mal, wenn sie mit persönlicher Zurückweisung konfrontiert wurde, empfand sie ein Gefühl, das Panik recht nahe kam. Ihr Therapeut hatte ihr immer wieder gesagt, dass das in Anbetracht dessen, was sie erlebt hatte, ganz normal wäre. Schließlich hatte sie die schlimmste Form von Ablehnung erfahren, die ein Mensch überhaupt erleben konnte, als ihre eigene Mutter sie zu töten versucht hatte, nachdem ihr Vater die Familie verlassen hatte. Seinen Sohn, Fionas älteren Bruder Ian jr., hatte er mitgenommen und seine Tochter bei seiner saufenden Frau zurückgelassen – weil sie ein Mädchen war. Herr im Himmel, wie konnte ein moderner, aufgeklärter Mensch einem Kind das Geschlecht vorwerfen, mit dem es geboren war?

Fiona hatte es bis heute nicht verstanden. Dafür hatte sie verstanden, dass sie nicht nur unvollkommen, sondern auch unerwünscht war. So unerwünscht, dass ihre Mutter sie hatte umbringen wollen, weil sie Fiona die Schuld daran gab, dass ihr Mann sie verlassen hatte. Die Narben von den fünf Stichen, mit denen Candice MacLeod sich ihrer unerwünschten Tochter zu entledigen versucht hatte, waren eine unauslöschliche und ständig schmerzende Erinnerung gewesen. Bis die Verwandlung zur Werwölfin und die damit einhergehenden Selbstheilungskräfte ihres Körpers diese Narben spurlos getilgt hatten. Die seelischen Narben waren geblieben. Besonders die, dass ihr Vater sie nicht einmal zu sich genommen hatte, nachdem ihre Mutter ins Gefängnis gekommen war, wo sie ein paar Wochen später gestorben war – umgebracht von Mithäftlingen, die dadurch demonstriert hatten, was sie von einer Frau hielten, die versucht hatte, ihr Kind umzubringen.

Fiona war bei ihren Großeltern aufgewachsen, die zwar versucht hatten, ihr die Liebe zu geben, die ihre Eltern ihr verweigert hatten, aber sie hatten die Wunden nicht heilen können. Nicht die der niemals erfolgten Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke, nicht die, dass ihr Vater das Sorgerecht seinen Eltern übertragen hatte, und auch nicht die, dass ihr Bruder sich ebenso wenig bei ihr meldete wie ihr Vater. Fiona wusste nicht einmal, wo die beiden lebten. Inzwischen interessierte sie das auch nicht mehr. Sie ging allein ihren Weg. Und traute sich nicht, sich auf das Zusammengehörigkeitsgefühl zum Rudel einzulassen, das immer mehr von ihr Besitz ergriff. Allzu schmerzhaft wäre eine Zurückweisung, von der sie sicher war, dass sie irgendwann kommen musste. Deshalb weigerte sie sich, ihre Stellung als Betwölfin zu akzeptieren und im Rudel die entsprechende Verantwortung zu übernehmen. Dass sie sich aufs Studium konzentrieren musste, war eine herrliche Ausrede dafür.

Und welche Ausrede könnte sie gebrauchen, um einer Ablehnung durch Shiva Ramajeetha vorzubeugen? Für einen Moment erwog sie, einen Rückzieher zu machen; irgendwas zu sagen oder zu tun, das die Anwälte garantiert veranlasste, ihre Bewerbung abzulehnen. Aber bei Weston, Kruger & Goldstein einen Job zu bekommen und sei es nur der einer Praktikantin, wäre ein Karrieresprungbrett, das noch lange nachfedern würde, selbst wenn das Praktikum längst beendet wäre. Ihr eigentliches Jura-Studium, das sie nach den drei Pflichtjahren in Pre-Law Ende letzten Augustes begonnen hatte, würde nochmals mindestens drei, vielleicht vier Jahre dauern. Wenn sie einmal den Fuß bei Weston, Kruger & Goldstein in der Tür hätte und man mit ihr zufrieden war, konnte sie hier immer wieder ein Praktikum bekommen. Sie entschied sich, das Risiko einzugehen.

»Außerdem hatte ich im letzten Jahr im Rahmen eines Praktikums bei Harker, Harker & Sons im Lawson-Fall assistiert«, fuhr sie mit der Antwort auf Neil Westons Frage fort, »und kenne mich mit den entsprechenden Eingaben und Schriftsätzen aus. Und Fälle, in denen für einen Verdächtigen Haftverschonung

durchgesetzt werden muss aufgrund von Behinderung oder akuter Krankheit gibt es immer häufiger. Ich könnte also Ihrem auf dieses Gebiet spezialisierten Fachanwalt assistieren.«

Shiva Ramajeetha grinste. »Sie wissen, dass wir gerade einen solchen Fall übernommen haben, nicht wahr?«

Fiona fühlte, dass sie errötete. »Ja, Sir. Eine gute Anwältin sollte nach Möglichkeit immer auf dem Laufenden sein. Idealerweise sogar noch vor Polizei und Staatsanwaltschaft. Taktische Vorteile sind unschätzbar wertvoll.«

Der Vampir nickte. »Können Sie sich vorstellen, Miss MacLeod, mit mir in der Nachtschicht zusammenzuarbeiten?«

Es gab hundert Dinge, die ihr erheblich lieber gewesen wären. Aber daran sollte – durfte es nicht scheitern. Denn wenn sie versagte, würde sie sich das nie verzeihen.

»Ja, Sir. Das kann ich mir sehr gut vorstellen.«

Der Inder blickte seine Partner der Reihe nach an und nickte. Das taten diese ebenfalls.

»Also, Miss MacLeod«, sagte Jason Goldstein senior, »wir nehmen Sie. Können Sie morgen anfangen?«

»Ja, Sir.«

»Dann seien Sie bitte um sieben Uhr abends hier. Mr. Ramajeetha wird Sie einweisen. Wir freuen uns, Sie an Bord zu haben.«

Er schüttelte ihr ebenso die Hand wie seine Partner. Fiona hätte am liebsten gejubelt. Shiva Ramajeetha reichte ihr als Letzter die Hand.

»Auf gute Zusammenarbeit, Miss MacLeod. Haben Sie noch ein bisschen Zeit? Dann zeige ich Ihnen schon mal die Räumlichkeiten und Ihren Arbeitsplatz.«

»Ja, Sir, ich habe Zeit.«

Er machte eine einladende Handbewegung, und sie folgte ihm in sein Büro, wo er auf einen nicht besetzten Schreibtisch deutete. »Dies wird Ihr Platz sein.« Als er weitersprach, flüsterte er so leise, dass Fiona ihn nicht verstanden hätte, wäre sie keine Werwölfin mit einem entsprechend ausgeprägten Gehör gewesen.

»Ihnen ist natürlich klar, warum ich Sie haben wollte, nicht wahr?«

»Weil Sie wissen, was ich bin«, vermutete sie und sprach ebenso leise.

Er nickte. »Weil mein Mandant und ich Ihnen gegenüber deshalb nicht den Schein erwecken müssen, Menschen zu sein.« Er blickte sie eindringlich an. »Sie haben, so hoffe ich, keine Vorurteile gegenüber Vampiren?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie sollte ich? Sie sind der Erste, dem ich begegne, Sir. Wie Sie vielleicht wissen, sind alle Mitglieder meines Rudels erst ein halbes Jahr alt; besser gesagt jung. Falls ich Vorurteile haben sollte, so sind sie mir erstens nicht bewusst und stammen zweitens ausschließlich aus einschlägigen Büchern und Filmen. Ich gebe mir aber Mühe, allen M... – Wesen vorurteilsfrei zu begegnen. Bitte machen Sie mich unverzüglich darauf aufmerksam, falls ich mich diskriminierend verhalten sollte. Es geschieht auf keinen Fall mit Absicht.«

Er lächelte. »Sie werden sich an die Veränderung gewöhnen. Es wird ein paar Jahre dauern, bis Sie sie vollständig akzeptiert haben, aber der Tag wird kommen, an dem Sie sich kaum noch daran erinnern, wie es war, ein Mensch zu sein.«

Sie seufzte. »Ich bin mir nicht sicher, ob mir das gefällt.«

Er schüttelte den Kopf. »Wenn es soweit ist, werden Sie es gar nicht bewusst merken. Nur irgendwann wird Ihnen auffallen, dass Sie sich schon ewig nicht mehr gewünscht haben, mal wieder im Sonnenlicht spazieren gehen zu können. Oder in Ihrem Fall vielleicht, dass Sie jemals ohne die Jagd glücklich gewesen sind.«

»Sie ... Sie wurden auch – verwandelt?«

Er nickte und deutete auf sein Gesicht. »Als ich Anfang dreißig war. Irgendwann habe ich festgestellt, dass die Vorteile meiner neuen Existenz die Nachteile überwiegen. – Bill Crawford rollt an. Also, Miss MacLeod«, hob er seine Stimme wieder zur normalen Lautstärke, »alles Arbeitsmaterial wird Ihnen selbstverständlich von uns zur Verfügung gestellt.«

Bill Crawford klopfte an die offene Tür und lächelte Fiona zu. »Mr. Goldstein möchte uns sprechen, Shiva. Kommst du?«

Ramajeetha lächelte Fiona zu und reichte ihr die Hand. »Wir sehen uns dann morgen Abend, Miss MacLeod. Sie finden hinaus?«

»Ja, Sir.« Fiona nickte Crawford zu, verabschiedete sich und verließ die Kanzlei.

Wie es aussah, würde die Zusammenarbeit mit einem Vampir doch nicht unbedingt problematisch werden.

Vin blickte auf die Leiche, die man vor zwei Stunden im Müllcontainer des *Szechwan Garden* gefunden hatte, einem China-restaurant in der Detroit Avenue. Alle Angestellten schworen Stein und Bein, dass keiner von ihnen etwas damit zu tun hätte und der Tote am frühen Morgen, als der Boss, Mr. Lam, das Restaurant persönlich abgeschlossen hatte, noch nicht im Container gelegen hätte. Der ganze Container stank nach Benzin, das man über die Leiche gegossen hatte. Die Cops, die als Erste vor Ort gewesen waren, vermuteten deswegen, dass der Mörder den Toten hatte verbrennen wollen, aber gestört worden war und die Flucht ergriffen hatte. Denn dass es sich um Mord handelte, war eindeutig. Der Tote hatte eine blutverkrustete Kopfwunde und darüber hinaus drei Einschusslöcher direkt über dem Herzen.

»Das ist doch unser Zeuge Zane Colfax, der Hannay am Tatort gesehen hat«, stellte Ronan fest.

»Der ihn *angeblich* gesehen hat«, korrigierte Vin und blickte Ronan bedeutsam an. »Hältst du es für einen Zufall, dass ausgerechnet dieser Zeuge ebenfalls Opfer eines Mordes wird? Und das nur wenige Stunden, nachdem ich ihn nochmals gefragt hatte, ob er sich absolut sicher ist, Hannay gesehen zu haben.« Er knurrte verärgert. »Verdammt, ich hätte ihn in die Mangel nehmen sollen, bis er die Wahrheit ausspuckt. Dann wäre er vielleicht noch am Leben.«

»Vielleicht, aber vielleicht auch nicht. Abgesehen davon, dass es tatsächlich ein Zufall sein könnte, glaube ich ausschließlich den Beweisen. Das weißt du doch.« Er blickte sich unauffällig um. »Sagt dir deine Spürnase irgendwas?«, fragte er leise.

»Nein. Ich kann nicht sagen, wer das gewesen ist. Soll heißen, dass ich keine Duftspur seines Mörders an ihm rieche. Die wird von dem Benzingestank überdeckt. Was wohl genau wie in Hannays Wohnung beabsichtigt war. Und dem Benzingeruch kann ich nur bedingt folgen, weil die halbe Stadt in irgendeiner Form nach dem Zeug stinkt.«

Vin hatte gestern versucht, dem speziellen Benzingeruch von Hannays Haus aus zu seinem Ursprungsort zu folgen, hatte die Spur aber verloren, als sie zwischen zwei einander gegenüberliegenden Tankstellen vorbeiführte. Der Mörder der Calhoun-Schwester hatte alles sorgfältig geplant und ebenso sorgfältig ausgeführt, weshalb Vin nicht daran glaubte, dass sein Ziel und somit wahrscheinlich seine Wohnung oder sein Haus tatsächlich in der Richtung lag, in die die Spur geführt hatte, ehe Vin sie verlor. Aber ausschließen konnte er das in letzter Konsequenz nicht. Es wäre nicht das erste Mal, dass ein brillanter Plan einen kleinen Schönheitsfehler enthielt, der ihn am Ende scheitern ließ.

»Der Container ist auf keinen Fall der Tatort«, stellte er fest. »Zu wenig Blut.« Er trat dicht an Ronan heran und flüsterte: »Ich kenne ja Colfax' Geruch und werde versuchen, ihn zu dem Ort zurückzuverfolgen, an dem er umgebracht wurde.«

Ronan nickte. Vin bemerkte, dass die Kollegen ihm seltsame Blicke zuwarfen, und befürchtete schon, dass er etwas getan haben könnte, das sein Geheimnis verriet. Dann begriff er. Den Kollegen fiel auf, dass er sich immer sehr dicht neben Ronan stellte. Das tat er zwar, um leise genug flüstern zu können, dass niemand sonst es hören konnte. Aber man konnte es durchaus auch anders interpretieren. Vin war alleinstehend und hatte, soweit es den Kollegen bekannt war, keine Beziehung zu einer Frau. Und Ronan war ein gut aussehender Mann. Offenbar geriet Vin dadurch, dass er oft so nahe bei ihm stand, zunehmend

in den Verdacht, schwul zu sein. Das hatte ihm gerade noch gefehlt. Er musste dafür eine Lösung finden, bevor das tatsächlich zu einem Problem wurde. Aber erst mal musste dieser vertrackte Fall gelöst werden.

Vin entfernte sich ein Stück von dem Container und witterte; möglichst unauffällig, während er sich den Anschein gab, am Boden nach Spuren zu suchen und die Schaulustigen, die sich inzwischen versammelt hatten, zu betrachten, ob einer von ihnen sich auffällig verhielt. Er nahm zwar einen Hauch von Colfax' Geruch wahr, aber der war vermischt mit Benzingestank. Offenbar hatte der Mörder seine eigene Kleidung mit Benzin getränkt, bevor er die Leiche hergeschafft hatte. Nichtsdestotrotz gelang es Vin, die Spur zu einem Punkt zurückzuverfolgen, der nur ein paar Schritte von dem Container entfernt war. Offenbar hatte der Mörder hier mit seinem Wagen gestanden, die Leiche ausgeladen und war wieder verschwunden. Das Ganze hatte wahrscheinlich nicht mal eine Minute gedauert. Demnach musste der Täter ein Mann sein. Eine Frau hätte kaum die erforderliche Kraft aufbringen können, einen schweren Körper wie den von Colfax in den Container zu hieven. Zumindest nicht ohne Hilfe; aber Vin glaubte nicht an einen Mittäter und somit Mitwisser, nachdem Colfax mundtot gemacht worden war. Verdammte, wer hasste Hannay so sehr, um derart über Leichen zu gehen, nur um ihn fertigzumachen?

Vielleicht gab es in Colfax' Haus einen Hinweis oder wusste dessen Frau etwas. Er kehrte zu Ronan zurück, der die gerade eingetroffenen Tatortermittler einwies.

»Keine Auffälligkeiten«, teilte er ihm mit. »Benachrichtigen wir die Angehörigen?«

Ronan nickte. »Das bleibt sowieso an uns hängen.«

Sie gingen zum Wagen. »Wir müssen uns was einfallen lassen, um unsere konspirativen Gespräche unauffälliger zu gestalten«, sagte Vin, als sie losfuhren. »Ich fürchte, die Kollegen interpretieren die Tatsache, dass ich dir ständig – aus ihrer Sicht unnötig – nahe komme, in einer Weise, die mir nicht gerade zur Ehre ge-

reicht.«

Ronan starrte ihn einen Moment verständnislos an. Dann dämmerte ihm, was Vin meinte, und er brach in schallendes Lachen aus. »Na, wenn das kein Kompliment für mein gutes Aussehen ist. Ich muss Sarah nachher unbedingt erzählen, dass sie einen Konkurrenten um meine Gunst bekommen hat.«

Vin grinste. »Ich fürchte, sie wird das nicht allzu ernst nehmen.« Ronan und seine Frau Sarah waren so stark aneinander hingeeben, dass nicht einmal Sam mit ihren sukkubischen Verführungskünsten eine Chance bei Ronan hatte. Ganz abgesehen davon, dass sie aus Prinzip nie mit einem Mann schlief, der gebunden war.

»Stimmt, das wird sie nicht.« Ronan dachte einen Moment nach. »Kauf dir von Sam einen Zauber, durch den du Gälisch sprechen kannst. Die Sprache versteht keiner unserer gegenwärtigen Kollegen. Irgendeinen Iren wirst du unschwer in deinen Stammbaum reindichten können, um das glaubhaft zu machen. Wie wäre es mit einer irischen Großmutter? Nein, noch besser: Du hast seit Neuestem eine irischstämmige Freundin, um deren willen du Gälisch lernst und mit mir übst. Das nimmt dann gleich dem Gerücht den Wind aus den Segeln, du könntest schwul sein, bevor es sich etabliert. Lass Sam am besten noch einen Dienergeist engagieren, der deine Freundin mimt und dich ein paar Mal vom Revier abholt, dann ist das Problem sauber gelöst.«

Das war in der Tat eine hervorragende Idee. »Danke, Ronan.«

Ronan grinste. »Wozu hat man Freunde?«

Als sie kurze Zeit später bei Colfax' Haus ankamen, waren bereits zwei Kollegen vor Ort, denen die aufgeregte Witwe erklärte, dass ihr Mann ganz sicher niemals – nie, nie im Leben! – sie verlassen hätte und ihm deshalb etwas zugestoßen sein musste. Die Bestätigung ihrer Vermutung, die Ronan und Vin ihr brachten, ließ sie zusammenbrechen, sodass ein Arzt gerufen werden musste. Wann sie wieder in der Lage sein würde, Fragen zu beantworten, war nicht abzusehen.

Fiona erschien pünktlich noch ein paar Minuten vor sieben Uhr am Abend in der Kanzlei. Shiva Ramajeetha ließ ihr keine Zeit, sich häuslich an dem Schreibtisch niederzulassen, den er ihr gestern zugewiesen hatte, sondern nahm sie gleich mit zu einem Termin mit seinem Klienten Callum Hannay. Der schottische Name weckte in Fiona wehmütige Erinnerungen an die Zeit, in der sie bei ihren Großeltern gelebt hatte, schottische Einwanderer der zweiten Generation, als Amerikaner geboren, aber immer den schottischen Traditionen treu geblieben. Fiona sprach fließend Scots, die Sprache der Schotten, die zwar teilweise dem Englischen ähnelte, aber doch eine eigenständige Sprache darstellte, und sogar ein paar Brocken schottisches Gälisch. Vielleicht wäre das ein Punkt zu ihren Gunsten, der Callum Hannay darüber hinwegsehen ließ, dass sie eine Werwölfin war.

Kaum war ihr der Gedanke durch den Kopf geschossen, schalt sie sich eine Närrin. Sie hatte es, verdammt noch mal, nicht nötig, allen Leuten gefallen zu wollen. Aber sie empfand es selbst als einen Makel, kein Mensch mehr zu sein und verachtete sich immer noch für die blutrünstigen Gelüste, die das Dasein als Werwölfin mit sich brachte. Dabei gefielen sie ihr. Zumindest teilweise. Der Geschmack des frischen Blutes einer gerade erlegten Beute, das warm durch ihre Kehle rann, das köstliche rohe Fleisch, das leckerer schmeckte als alles gebratene oder gekochte, und die Freude, die ihr die Jagd bereitete. Vin schien sich damit arrangiert zu haben und vermittelte dem ganzen Rudel den Eindruck, dass er sich jedes Mal auf die drei Vollmondnächte freute, in denen er Wolf sein, jagen und im Wald laufen durfte. Fiona beneidete ihn darum, denn sie war noch lange nicht soweit.

Aber sie stand gegenüber Leuten wie den Vampiren nicht nur für sich selbst, sondern stellvertretend für das ganze Rudel. Auch das hatte Vin ihnen allen immer wieder klargemacht. Egal wie sehr sie sich schämte, eine Werwölfin zu sein, nach außen durfte sie das nicht erkennen lassen. Deshalb setzte sie ein pro-

fessionelles Gesicht auf und versuchte, in ihrer Haltung Professionalität zu signalisieren, als sie mit Shiva Ramajeetha vor Hannays Tür stand, die der Vampir ihnen nur Sekunden später öffnete.

»Guten Abend, Callum. Das ist Fiona MacLeod, die neue Praktikantin der Kanzlei und meine persönliche Assistentin.«

»*Feasgar math*«⁵, sagte Fiona unwillkürlich, ohne darüber nachzudenken. Im Nachhinein wurde ihr bewusst, dass Callum Hannay vielleicht gar kein Schotte war, sondern nur bei seinem letzten Identitätswechsel einen schottischen Namen angenommen hatte.

Er starrte sie an mit einem Gesichtsausdruck, als sähe er einen Geist. War sein Gesicht zunächst abweisend gewesen mit finster gerunzelter Stirn, als er wohl gerochen hatte, dass sie eine Werwölfin war, blickte er sie jetzt an, als wäre sie eine gute alte Freundin, die er nach langer Zeit endlich wiedersah. Mehr noch: In seinem Gesicht spiegelte sich ein so freudiges Willkommen, dass Fiona das Herz aufging und sie lächelte. Sie hatte das Gefühl, Callum zu kennen, obwohl sie ihm nie zuvor begegnet war.

»Callum, dürfen wir eintreten?«

Callum starrte die junge Frau an. Rotes Haar, das sie kurz trug, blaue Augen und ein Gesicht, das ihm schmerzhaft vertraut war. Aber das konnte nicht sein. Vielmehr war es mit Sicherheit nur ein Zufall, dass sie Brianna zum Verwechseln ähnlich sah. Wahrscheinlich irrte er sich in diesem Punkt sogar. Als Brianna gestorben war – von Werwölfen umgebracht –, gab es noch keine Fotografie, und er hatte nie ein Porträt von ihr anfertigen lassen. Schließlich waren sie beide damals Komödianten gewesen und hatten nicht genug Geld verdient, um ein Gemälde in Auftrag zu geben. Davon abgesehen wohnten sie in einem Planwagen und zogen durchs Land. Ein Gemälde hätten sie kaum in der Enge unterbringen können. Dennoch war er sich sicher, dass diese Frau tatsächlich eine starke Ähnlichkeit mit Brianna haben muss-

5 Schottisch-Gälisch: Guten Abend (gesprochen: fäsker ma)

te, andernfalls sie ihn nicht so sehr an seine Frau erinnern würde.

»Callum.«

Er zuckte beim Klang von Shivas Stimme zusammen. Ihm wurde bewusst, dass der Wächter ihn schon einmal angesprochen hatte. Er trat zur Seite und forderte ihn und Brianna – nein, Fiona mit einer Handbewegung auf hereinzukommen. Er reichte ihr die Hand, die sie ohne zu zögern ergriff. »Callum Hannay. *Feasgar math.*«

Sie lächelte. Dasselbe scheue Lächeln, das Brianna ihm immer geschenkt hatte. Verdammte, sie war nicht Brianna, sie war eine gottverfluchte Werwölfin. Aber das erschien ihm in diesem Moment völlig unwichtig. Er rückte ihr den Stuhl zurecht, als sie im Wohnzimmer angekommen waren, und wurde wieder mit diesem bezaubernden Lächeln belohnt. *Sie ist eine Werwölfin*, erinnerte ihn eine mahnende Stimme in seinem Kopf. *Das ist mir scheißegal!*, hielt eine andere Stimme dem entgegen.

»Callum, ist dir inzwischen jemand eingefallen, der dir den Schlamassel eingebrockt haben könnte?« Shivas Stimme klang wie aus weiter Ferne. »Callum!«

Callum zuckte zusammen. »Eh, was? Ah, nein. Das heißt, ich weiß es nicht.«

Sie blickte ihn an, unsicher, verletzlich, verloren. Sehnsüchtig. Und auch ein bisschen ängstlich. Er wollte ihr die Angst nehmen, ihre Sehnsucht stillen und ihr Sicherheit geben.

»Der Zeuge, der dich gesehen haben will, wurde ermordet.«

»Was?« Callum riss sich von seiner Faszination für die Werwölfin los. »Scheiße.«

»In der Tat«, stimmte Shiva ihm zu. »Da seine Aussage von einem Officer protokolliert wurde, gilt die als besiegelt. Auch das Notizbuch eines Cops kann in solchen Fällen als Beweismittel herangezogen werden. Und er kann sie nicht mehr widerrufen. Falls die Polizei also keine Beweise findet, die diese Aussage als Lüge entlarven, sehe ich zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt keine Möglichkeit, die zu widerlegen. Also, Callum,

streng dein Gehirn an.« Shiva fixierte ihn mit einem scharfen Blick. »Es gibt offensichtlich jemanden, der dir so übelwill, dass er einen Mord nach dem anderen begeht. Das heißt, er muss dafür ein ganz persönliches Motiv haben. Du musst ihn demnach kennen.«

Callum schüttelte den Kopf. »Außer dem Fall von damals Ende der Vierzigerjahre, den du kennst, weiß ich wirklich niemanden. Und der Mann von damals kann sich nicht an mich erinnern; dafür haben die Wächter gesorgt. Außerdem müsste er inzwischen über neunzig sein, falls er noch lebt. Der einzige Mensch, der außer ihm sauer auf mich sein könnte, ist einer, der herausgefunden hatte, dass ich ein Vampir bin und unbedingt wollte, dass ich ihn verwandele. Ich habe ihn hypnotisiert und vergessen lassen, dass es Vampire gibt. Danach habe ich mich vom Acker gemacht und meine Identität gewechselt. Das ist zehn Jahre her, und ich habe seitdem nichts mehr von ihm gehört. Und außer ihm wüsste ich wirklich niemanden.«

»Was nicht heißt, dass es nicht noch jemanden gibt«, wandte Fiona ein. »Manchmal verletzt man jemanden, ohne dass es einem bewusst wird. Aber der andere ist tödlich gekränkt.«

Sogar ihre Stimme klang wie Briannas. »Dann wäre die Zahl der potenziellen Täter aber unüberschaubar hoch.«

»Und um die einzugrenzen, wirst du dich noch ein bisschen mehr anstrengen und nachdenken, wen du eventuell tödlich beleidigt haben könntest. Miss MacLeod, Sie bleiben hier und schreiben alles auf, was Callum dazu noch einfällt. Ich habe noch andere Arbeit zu erledigen. Kommen Sie in die Kanzlei zurück, wenn Sie hier fertig sind. Egal wie lange das dauert.«

Er hatte das Haus verlassen, bevor jemand ihm antworten konnte. Callum war mit Fiona allein, die ihn unsicher ansah. Callum blickte sie an. Lange. Mit jeder Sekunde erschien sie ihm einerseits mehr wie Brianna, andererseits wie jemand anderes. In jedem Fall aber wie jemand, den er näher kennenlernen, mit dem er Zeit verbringen wollte.

»Magst du einen Schluck Blut?«, fragte er, ehe er sich daran er-

innerte, dass sie eine Werwölfin war. »Ich habe Kaninchen, Rind und Ziege«, konkretisierte er trotzdem sein Angebot. Sie sollte nicht denken, dass er das nur aus Höflichkeit angeboten hatte. »Mit einem Tropfen Whisky vermischt schmeckt es hervorragend.«

Sie zögerte. »Gerne.«

»Welche Sorte?«

»Kaninchen. Bitte.«

Callum verschwand in der Küche und hatte mit seiner vampirischen Geschwindigkeit das Blut schnell durch Reibung der Flasche von Kühlschranktemperatur auf Körpertemperatur erwärmt und in zwei Gläser gefüllt. Er stellte eins vor Fiona hin und holte eine Flasche Whisky. Schottischen Single Malt: Glenlivet, seine Lieblingsmarke. Er gab einen Schuss in ihr Glas und einen in seinen.

»*Slàinte mhath*«⁶, prostete er ihr zu.

»*Slàinte mhór*«⁷, erwiderte sie den Toast.

Sie nahm einen vorsichtigen Schluck. Offensichtlich hatte sie noch nie Blut mit Whisky vermischt. Wie denn auch? Sie war eine Werwölfin und trank Blut nicht, sondern fraß es zusammen mit dem Fleisch ihrer Beute. Es schmeckte ihr, wie er sah, als sich auf ihrem Gesicht die Andeutung eines Lächelns zeigte und sie einen zweiten, größeren Schluck mit sichtbarem Genuss trank und danach das Glas leerte. Die Art, wie sie sich hinterher die Lippen leckte, wirkte unglaublich sinnlich. Sie stellte das Glas zur Seite.

»Also ...«

Er ließ sie nicht zu Wort kommen. »Fiona. Ist das dein einziger Vorname? Er ist schön.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bekam ganz nach der Tradition

6 Schottisch-Gälisch: »Prosit« (wörtlich: »gute Gesundheit«; gesprochen: *slaantsche wa*); sagt der, der zuerst prostet.

7 Schottisch-Gälisch: »Prosit« (wörtlich: »großartige Gesundheit«; gesprochen: *slaantsche woor*); sagt der, der zurückprostet.

noch den Namen meiner Großmutter: Brianna. Fiona Brianna MacLeod.«

Callum stieß einen überraschten Laut aus. Konnte es wirklich sein?

»Wann ist dein Geburtstag?«

Sie blickte ihn misstrauisch an. »Warum wollen Sie das wissen?«

»Weil ich glaube, dass wir uns schon mal begegnet sind. In einem früheren Leben. Einem *deiner* früheren Leben. Falls das zutrifft, müsstest du an einem 13. Mai geboren worden sein.«

Sie riss die Augen auf. »Das stimmt. 1989. Aber ...« Sie schüttelte den Kopf.

Er konnte es nicht fassen. Sie war Brianna, musste es sein. Aber sie war eine Werwölfin. Was für eine perverse Ironie des Schicksals. Werwölfe hatten sie getötet, und als Werwölfin kehrte sie zu ihm zurück.

»Mr. Hannay ...«

»Callum.« Er ergriff ihre Hände. Sie riss sie zurück. Die Zurückweisung schmerzte ihn. »Fiona, ich weiß nicht, zu welchem Glauben du dich bekennt, aber Wiedergeburt ist eine Tatsache. Wir beide kennen uns bereits.« Er hätte gern noch so viel gesagt, aber ihm fehlten die Worte.

Eine Weile sah sie ihn an. Dann wurde ihr Gesichtsausdruck traurig.

Er streckte die Hand nach ihr aus. »Bitte nicht traurig sein. Dafür gibt es keinen Grund. Im Gegenteil ist unser Wiedersehen ein Grund zur Freude.«

»Für Sie vielleicht, Mr. Hannay. Falls das nicht bloß eine zugegeben ungewöhnliche Anmache von Ihnen ist, empfinde ich es als wenig schmeichelhaft, dass Sie mich offenbar nur ... interessant finden, weil Sie glauben, mich bereits zu kennen. Ich kenne Sie nicht. Und ich weiß nicht, was Sie sich vorstellen. Wahrscheinlich, dass ich unverzüglich mit Ihnen ins Bett springe um der guten alten Zeiten willen. Vergessen Sie es.«

Er schüttelte den Kopf. »Verzeih mir bitte. Ich habe nicht be-

dacht, dass du noch sehr jung bist und nicht meine Jahrhunderte an Erfahrung besitzt. Bitte glaube mir, dass ich keine unlauteren Absichten habe. Und auch wenn zwei Wesen einander in einem früheren Leben schon einmal begegnet sind, sind sie in der jeweils aktuellen Inkarnation doch verschiedene Wesen.« Er nahm die Flasche Whisky und goss etwas davon in sein Glas. »Nehmen wir an, der Whisky ist eine Seele, das Glas der Körper, in dem sie wohnt.« Er goss den Whisky in ihr Glas. »Jetzt befindet sich die Seele in einem neuen Körper, der sie prägt. Trotzdem ist etwas Altes aus dem ersten Körper mit ihr gewandert. Aber in der Kombination mit dem neuen Körper ist sie etwas Neues.« Auch wenn Briannas neuer Körper dem, den Callum gekannt und geliebt hatte, verblüffend ähnlich sah.

Sie blickte ihn immer noch traurig und abweisend an.

»Wenn du eine alte Freundin nach vielen Jahren wieder siehst, freust du dich; obwohl sie sich in der Zwischenzeit verändert hat, vielleicht dicker geworden ist, andere Ansichten hat und völlig andere Kleidung als früher bevorzugt. Dann setzt du dich mit ihr zusammen und lernst die neue Persönlichkeit kennen, zu der sie gereift ist. Danach entscheidest du, ob sie immer noch deine Freundin ist oder ob ihr euch in der Zwischenzeit so weit voneinander entfernt habt, dass Freundschaft nicht mehr möglich ist.« Er sah ihr eindringlich in die Augen. »Darf ich darauf hoffen, dass du mir – uns die Chance gibst, einander neu kennenzulernen und dann zu entscheiden, ob wir heute noch Freunde sein können?«

Sie zögerte. Blickte auf das Glas mit dem Whisky darin und anschließend Callum nachdenklich an. Er sah ihr an, dass sie vor irgendetwas Angst hatte. Weil er ein Vampir war? Daran durfte es nicht scheitern.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich ... werde es mir überlegen.«

Nicht das, was er sich erhofft hatte. Aber ein Anfang.

»Mr. Hannay ...«

»Callum, bitte.«

»Callum. Hast du wirklich keine Ahnung, wer dir etwas an-

hängen wollen könnte? Vin ist sich sicher, dass es ein Mensch ist.« Sie blickte ihn aufmerksam an.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich hatte neulich Streit mit einem Schwarzen, der mir ziemlich dumm gekommen ist. Ich habe ihn reflexartig ›Nigger‹ genannt. Zu meiner zugegeben ziemlich lahmen Entschuldigung kann ich nur vorbringen, dass für mich die Zeiten, in denen das Wort noch salonfähig war, nicht allzu lange zurückliegen. Aber ich bezweifle, dass der Mann deswegen hingeht und Leute umbringt, um mir eins auszuwischen. Außerdem hat der im Gegensatz zu dem Mörder garantiert keine Ahnung, dass ich ein Vampir bin. Also nein, ich weiß wirklich niemanden, der mich so sehr hasst, um solche Verbrechen zu begehen.«

Doch er wünschte sich, dass er eine ganze Liste voller Feinde wüsste; dann könnte er Fiona zu jedem eine Geschichte erzählen, wie es zu der Feindschaft gekommen war und sie noch länger in seiner Nähe haben. Aber er durfte nichts überstürzen. Sie war so verletzlich. Warum auch immer. Sie brauchte Zeit. Die brauchte er ebenfalls. Denn er hatte ihr die Wahrheit gesagt: In jeder neuen Inkarnation war die wiedergeborene Seele verändert und nicht mehr dieselbe Persönlichkeit wie in der vorherigen. Darum durfte er nicht erwarten, dass Fiona wie Brianna reagierte oder ihre Persönlichkeitsstruktur besaß. Außerdem musste er sich sorgfältig überlegen, ob er wirklich die Beziehung mit ihr eingehen wollte, die er sich spontan bei ihrem Anblick gewünscht hatte. Sie war nun mal eine Werwölfin. Und das würde Probleme geben. So oder so.

Sie stand auf. »Ich werde Mr. Ramajeetha also berichten, dass dir nichts mehr eingefallen ist.«

»Bedauerlicherweise nicht. Aber ich gebe dir – euch Bescheid, falls mir noch jemand in den Sinn kommt, der ins Profil passt.«

Er begleitete sie zur Tür und beobachtete, wie sie ein Taxi heranwinkte und davonfuhr. Dass sie ihn aus dem abfahrenden Wagen heraus noch einmal ansah, empfand er als ein gutes Zeichen.

Fiona warf Callum Hannay einen letzten Blick zu, als sie im Taxi davonfuhr, und fragte sich, was mit ihr los war. Sie fühlte sich aufgewühlt und verwirrt und den Tränen nahe, obwohl es dafür nun wirklich keinen Grund gab. Noch mehr verwirrte sie, dass Callum recht haben könnte. Als sie ihn sah, hatte sie tatsächlich das Gefühl gehabt, ihm schon einmal begegnet zu sein. Ein überaus angenehmes Gefühl von Vertrautheit und Zugehörigkeit, wie sie es sich immer gewünscht hatte zu erleben, auf das einzulassen sie sich aber bei ihrem Rudel nicht traute. Was sie sich bei niemandem traute. Dass sie dieses Gefühl ausgerechnet gegenüber einem Vampir empfand, ließ sie sich irrationalerweise wie eine Verräterin fühlen. Ihr Zugehörigkeitsempfinden sollte ausschließlich ihrer eigenen Art gehören, sagte ihr Instinkt.

Aber was, wenn Callum recht hätte? Wenn sie sich tatsächlich aus einem früheren Leben kannten und damals mehr als nur Freunde gewesen waren? Die Art, wie er sie angesehen hatte, sagte ihr ebenso wie ihr eigenes spontanes Gefühl von Zuneigung – einer sehr heftigen –, dass erheblich mehr zwischen ihnen gewesen war. Wenn man denn Reinkarnation als Tatsache akzeptierte. Was Fiona tat. Und zwar nicht erst, seit Callum sie ihr erklärt hatte. Auch ihre Großeltern hatten immer davon gesprochen, dass die Seelen wiederkehren. Fiona hätte sich nur nie träumen lassen, dass sie einmal mit einem ihrer eigenen früheren Leben konfrontiert werden könnte.

Die Frage war, wie sie damit umgehen sollte. Nur allzu gern würde sie Callums Angebot annehmen und ihn näher kennenlernen, um zu entscheiden, ob sie, wie er sich ausgedrückt hatte, auch in diesem Leben Freunde sein könnten. Natürlich war ihr klar, dass es dann nicht nur bei »Freundschaft« bliebe, sondern erheblich weiter gehen würde. War es nicht das, was sie wollte, was sie sich wünschte?

In jedem Fall war es das, wovor sie sich fürchtete. Denn das konnte nicht gut gehen. Nicht nur deshalb nicht, weil sie Werwölfin und er ein Vampir war. Sie war erst 21 und er um wer weiß wie viele Jahrhunderte älter. Sie konnte ihm nicht das Was-

ser reichen. Früher oder später würde er sie verlassen. Da war es besser, sie schaffte gar nicht erst die Voraussetzungen dafür, dass sie verlassen werden konnte. Lieber selbst zurückweisen, als die Zurückgewiesene zu sein.

Als sie die Kanzlei erreichte, stand ihr Entschluss fest, sich auf keinen Fall mit Callum einzulassen.

Shiva Ramajeetha erwartete sie in seinem Büro und sah ihr entgegen.

»Mr. Hannay ist keine weitere Person eingefallen, die als Täter infrage kommt, Sir«, teilte sie ihm mit.

»Das hätte mich auch gewundert.«

Sie berichtete dennoch von dem Schwarzen, den er beleidigt hatte. Auch Shiva Ramajeetha war überzeugt, dass dieser Mann als Täter ausgeschlossen werden konnte. Der Inder blickte sie aber in einer Weise an, die Fiona misstrauisch machte.

»Sir, warum sollte ich bei ihm bleiben? Doch nicht aus dem Grund, den Sie uns genannt haben.«

»Stimmt.« Er lächelte. »Ich habe mir erlaubt, Sie zur Zementierung der guten Beziehungen zwischen unseren Völkern einzuspannen. Callums Frau wurde von einem Rudel Werwölfe getötet. Das ist zwar über zweihundert Jahre her, aber seitdem sind die Werwölfe nicht gerade sein Lieblingsvolk. Sie sehen Brianna beinahe zum Verwechseln ähnlich, aber Sie sind eine Werwölfin. Wegen der Ähnlichkeit wird er eher geneigt sein, zunächst Sie und durch Sie Ihre Artgenossen wohlwollender zu betrachten und schließlich zu akzeptieren. Das hilft beiden Seiten.«

Fiona starrte ihn an und fühlte sich, als hätte man ihr einen Schlag in den Magen versetzt. Callums Frau hatte Brianna geheißen – und Fiona sah ihr ähnlich und hieß mit zweitem Namen Brianna. Sie hatte recht gehabt mit ihrer Vermutung – Befürchtung, dass er gar nicht an ihr interessiert war, sondern ausschließlich an der Frau, die er in ihr sah. Glaubte zu sehen. Wiedergeburt oder nicht, sie wollte nicht der Abklatsch von Callum Hannays toter Frau sein. Für diese Rolle war sie sich zu schade. Sie hätte es wissen müssen. Niemand wollte sie um ihrer selbst

willen. Nicht mal ihre eigenen Eltern. Nun gut. Das war sie gewohnt. Sie würde nicht an einer weiteren Zurückweisung sterben.

»Miss MacLeod, ich glaube, Ihre Gedanken gehen gerade in eine ganz falsche Richtung.«

Und woher wollte er wissen, was sie dachte? »Ich glaube nicht, dass Sie das beurteilen können, Sir.« Keine besonders diplomatische Äußerung, wenn sie weiterhin hier arbeiten und vielleicht eines Tages fest angestellt werden wollte. Aber das war ihr in diesem Moment egal.

Shiva Ramajeetha lächelte. »Dann korrigieren Sie mich bitte, falls ich mich irre. Sie haben soeben gedacht, dass Callum in Ihnen nicht Sie selbst sieht, sondern seine verstorbene Frau. Und dass ich Sie für meine Zwecke benutzen will.«

Auch der Gedanke war ihr gekommen, aber die Enttäuschung über Callums Motive hatte den erheblich überwogen.

»Miss MacLeod, Sie und Ihr Rudel sind noch zu jung, um sich bewusst zu sein, was es wirklich bedeutet, dass hier in Cleveland unsere beiden Spezies ein Territorium teilen. Und dass es schon fünf Monate lang gut geht, ohne dass es auch nur einen einzigen negativen Zwischenfall gegeben hat.« Er sah sie bedeutungsvoll an. »Es werden auf beiden Seiten längst Wetten abgeschlossen, wie lange es noch dauert, bis wir uns gegenseitig an die Kehlen gehen. Und falls Sie und Callum tatsächlich eine Beziehung eingehen sollten, wird er seine Zuneigung zu Ihnen auch auf Ihre Rudelgeschwister übertragen. Nicht sofort, aber im Laufe der Zeit.«

»Ich habe nicht vor, mit einem Mann eine Beziehung einzugehen, der in mir den Abklatsch einer anderen sieht.« Das war ihr ungewollt entschlüpft und es klang ungewollt schroff.

Ramajeetha blickte sie milde lächelnd an. »Im Laufe Ihres hoffentlich noch sehr lange währenden Lebens werden Sie feststellen, dass es Situationen gibt, in denen die eigenen Interessen hinter dem Wohl Vieler zurückstehen müssen. Oder zumindest sollten. Dies ist eine solche Situation.« Er hob abwehrend die Hand,

als sie etwas sagen wollte. »Sie sollen sich keineswegs ›opfern‹, Miss MacLeod. Aber falls Sie feststellen sollten, dass Sie Callum mögen und auch längerfristig mit ihm auskommen können und das auch wollen, würden Sie in mehr als einer Hinsicht nicht nur Ihrem Rudel einen großen Dienst erweisen, sondern eine Menge für den Frieden tun.«

Er wollte sie weicklopfen, keine Frage; sie überreden, um sie zu manipulieren, nach seiner Pfeife zu tanzen. »Ich sehe nicht, wie ich meinem – Rudel dadurch einen Dienst erweisen würde.« Es fiel ihr immer noch schwer auszusprechen, dass sie zu einem Rudel gehörte und dadurch zuzugeben, eine Werwölfin zu sein.

»Sie wurden von den Rassimov-Wölfen gezeugt, den grausamsten Vampirhassern der letzten vierhundert Jahre, die nicht nur an meinem Volk Verbrechen begangen haben. Viele glauben, dass ein von einem Schwarzen Rudel vererbter Keim – oder der von einem verbrecherischen Vampir – dessen kriminelle Veranlagung enthält. In Ihrem Fall den Hass der Rassimovs auf Vampire. Falls Sie sich mit Callum oder einem anderen Vampir anfreunden, widerlegen Sie das und tragen dazu bei, den Ruf Ihres Rudels zu verbessern.«

»Hat es denn noch nie ein ... ein Paar gegeben, bei dem einer ein Werwolf und einer ein Vampir ist?« Die Sache hatte ihrer Ansicht nach einen Haken, den sie spürte, obwohl sie ihn nicht erkennen konnte.

»Oh doch, die gibt es immer wieder mal. Aber sie trauen sich meistens nicht, sich offen zu ihrer Liebe zu bekennen. Einer unserer Wächter ist mit einer Werwölfin verheiratet, die ebenfalls Wächterin ist. Und trotz ihrer Autorität als Wächter verachten viele die beiden und manche misstrauen ihnen sogar. In der Regel wird ein solches Paar von beiden Seiten angefeindet, wenn ihre Beziehung publik wird. Callum würde zu Ihnen stehen, und zwar in aller Öffentlichkeit. Ja, am Anfang nur, weil er in Ihnen Brianna sieht. Aber ich kenne ihn. Er würde sehr schnell feststellen, dass Sie ihr zwar äußerlich ähneln und vielleicht auch die eine und andere Eigenschaft mit ihr teilen, aber er wird durch-

aus die Unterschiede sehen. Und wenn er sich dann doch zu Ihnen bekennt, dann tut er das eben zu *Ihnen*, nicht zu Brianna.«

Das wäre zu schön, um wahr zu sein.

»Geben Sie sich einfach eine Chance, Miss MacLeod. Ich spreche aus Jahrhunderte langer Erfahrung, wenn ich sage, dass man es in der Regel früher oder später bereut, eine Chance verpasst zu haben. Ganz besonders, wenn sie mit Gefühlen zu tun hat.« Er straffte sich. »Da Callum also niemanden bewusst verärgert hat, jemand ihm aber trotzdem was anhängen will, wo würden Sie nach einem Motiv suchen?«

Sie war froh, dass Ramajeetha wieder dienstlich wurde, und konzentrierte sich auf das Berufliche. »Ich glaube, wir sollten die Frage andersherum stellen, Sir. Wer kennt ihn gut genug, um zu wissen, was er ist? Wenn wir das herausfinden, ergibt sich das Motiv wahrscheinlich von selbst. Wir können wohl davon ausgehen, dass es sich nicht um eine Spontantat handelt. Das war alles sorgfältig geplant, und zwar von langer Hand.« Sie überlegte einen Moment. »Vielleicht sogar schon vor Jahren. Ich meine, es könnte sein, dass der Mörder schon vor Jahren mit seinen Vorbereitungen begonnen hat. Dann wären die Calhouns nur Zufallsopfer geworden.« Sie schüttelte den Kopf. »Vin und Lieutenant Kerry werden das schon rausfinden.«

Ramajeetha lächelte. »Dessen bin ich mir sicher. Arbeiten Sie bitte die Anträge aus, um für Callum fortgesetzte Haftverschönerung und vor allem einen Verhandlungstermin nach Einbruch der Dunkelheit zu erreichen, falls es zur Verhandlung kommen sollte.«

»Ja, Sir.«

Fiona machte sich an die Arbeit, hatte aber Mühe, sich darauf zu konzentrieren. Sie fühlte sich zu verwirrt, zu unsicher und auch rebellisch. Einerseits musste sie dem Vampir recht geben, dass eine Beziehung mit Callum Wunden heilte – wenn sie gut ginge, nicht nur seine – und obendrein den Frieden zementierte. Aber sie hatte Angst davor; Angst, dass es eben nicht gut ginge und sie wieder einmal am Ende leiden müsste. Andererseits war

sie die Betawölfin des Rudels, ob sie wollte oder nicht. Das brachte Verpflichtungen mit sich, die sie definitiv nicht wollte.

Oh Gott, die Verwandlung zur Werwölfin hatte so vieles zerstört, so vieles unwiederbringlich verändert und barg so viele Gefahren, dass Fiona das Gefühl hatte, es wäre besser gewesen, sie hätte damals Harry Sykes' Schicksal geteilt und wäre getötet worden. Sie fühlte sich überfordert, obwohl sie sich die größte Mühe gab, sich das nicht anmerken zu lassen. Jetzt auch noch Callum ...

Aber so sehr die Begegnung mit ihm den Impuls in ihr erzeugte zu fliehen, so stark drängte sich andererseits der Impuls – oder war es Instinkt? – in ihr Bewusstsein, dass sie alles tun musste, um das Rudel zu schützen; es zu unterstützen. Und dafür wäre einen Beweis zu erbringen, dass sie eben nicht den schlechten Keim der Rassimovs »geerbt« hatten, ein immenser Vorteil. Nicht nur in Bezug auf die Vampire, sondern gerade auch für andere Werwölfe, die ihnen misstrauten und sie verachteten, weil sie mit einem doppelten Makel behaftet waren.

Ganz abgesehen davon, dass sie sich wirklich wünschte, Callum näher kennenzulernen. Sie sah im Geiste immer noch den Ausdruck von freudigem Willkommen auf seinem Gesicht bei ihrem Anblick. Und fühlte wieder, wie ihr das Herz aufgegangen war. Das war immer noch offen. Und so voller Sehnsucht, auf Callums Willkommen zu antworten, sich darauf einzulassen, es zu erwidern, dass sie Shiva Ramajeetha recht geben musste: Wenn sie sich und Callum keine Chance gäbe, würde sie es bis an ihr Lebensende bereuen. Von allem anderen ganz zu schweigen.

Sie seufzte und zwang sich, sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren.

Simon Bender fuhr zum fünften Mal die West 32nd Street entlang am Haus 1736 vorbei. Zum letzten Mal, denn er erregte be-

reits Aufmerksamkeit. Ein Anwohner, der mit seinem Hund spazieren ging, blickte seinem Wagen bereits nach. Simon hoffte, dass er sich nicht sein Nummernschild merkte. Um dem vorzubeugen, hielt er an und setzte zurück, bis er auf der Höhe des Mannes war. Er ließ die Scheibe herunter.

»Guten Abend, Sir. Können Sie mir sagen, wie ich zur Clover Avenue komme? Ich fahre dauernd im Kreis. Das verdammte Navigationsgerät spinnt mal wieder.« Er setzte ein gewinnendes Lächeln auf.

»Das Problem kenne ich«, stimmte der Mann ihm inbrünstig zu. »Ich muss Ihnen leider sagen, dass Sie hier völlig falsch sind. Aber die Clover ist nicht weit. Sie müssen ...« Er beschrieb ihm den Weg.

Simon bedankte sich und fuhr davon. Aus den Augenwinkeln sah er, dass der Vampir am Fenster stand und ihn beobachtete. Mist. Simon beging nicht den Fehler, direkt zu ihm hinzusehen. Das hätte seine Behauptung, sich verfahren zu haben, die der Vampir garantiert auch durch die geschlossene Fensterscheibe hindurch gehört hatte, ad absurdum geführt. Wer sich verfahren hatte, war ausschließlich darauf fokussiert, den richtigen Weg zu finden und achtete nicht auf Leute, die am Fenster standen. Davon abgesehen brachte es sowieso nichts, wenn er immer wieder um Hannays Haus quasi herumschlich. Egal wie oft er das tat, es änderte nichts an der Tatsache, dass der Kerl nicht im Gefängnis war.

Warum nicht, verdammt? Was war schiefgelaufen? Es konnte kaum daran liegen, dass Zane Colfax Simon ausfindig gemacht hatte. Dieses Problem hatte er sauber gelöst und dabei zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Colfax konnte erstens den Cops nichts mehr von dem Mann erzählen, der ihn fürstlich für eine Falschaussage bezahlt hatte. Zweitens konnte er auch nicht mehr seine bereits zu Protokoll gegebene Aussage widerrufen. Sie blieb bestehen. Falls Simon kein Fehler unterlief, würde die dem verfluchten Vampir das Genick brechen.

Aber weshalb war er nicht im Gefängnis? Simon konnte sich

das nur so erklären, dass er entweder jemanden bestochen oder hypnotisiert hatte. Oder beides. Doch warum floh er nicht, wenn er doch in Freiheit blieb? Simon hatte sich schlaugemacht. Vampire waren Meister im spurlosen Untertauchen. Sie wechselten das Aussehen – Frisur, Kleidungsstil, manchmal auch Gewicht – und die Identität und ließen sich weitab von dem Ort nieder, an dem sie zuletzt gelebt hatten. Hannay hätte leicht verschwinden können. Wie damals. Und niemand hätte ihn gefunden, es sei denn durch Zufall, wie Simon. Warum blieb er?

Die Presse schwieg sich über den Fall insofern aus, dass sie zwar über den Doppelmord berichtet hatte und auch erwähnte, dass ein Verdächtiger verhaftet worden war, aber sie nannte weder dessen Namen, noch offenbarte sie, dass er nicht im Gefängnis saß. Das hatte die Polizei wohl für sich behalten, damit es keine öffentliche Kritik gäbe wegen des offensichtlichen Messens mit zweierlei Maß. Dass man einen Doppelmörder in Freiheit ließ und nicht einmal bewachte – außer wahrscheinlich mit einer Fußfessel, die einen Vampir aber kaum behinderte – gäbe einen Skandal.

In jedem Fall durchkreuzte das Simons sorgfältig ausgeklügelten und von langer Hand vorbereiteten Plan. Unter dem Strich war aber noch nicht alles verloren. Falls Hannay bis zu seiner Verhandlung blieb, in der er ohne jeden Zweifel schuldig gesprochen werden würde – gesprochen werden musste, dann konnte Simon seinen Plan immer noch in die Tat umsetzen. Doch die Angst, dass der Vampir vorher entkommen könnte, ließ ihm übel werden, weil Simon in dem Fall Schwierigkeiten hätte, seine Spur wiederzufinden. Es brachte allerdings nichts außer unerwünschter Aufmerksamkeit, wenn er dauernd an dessen Haus vorbeifuhr. Er musste Geduld haben und auf Gott vertrauen. Der Allmächtige hätte ihn wohl kaum zu Hannay geführt, nur um ihm den Vampir in letzter Sekunde doch noch zu entreißen. Simon würde Hannay schon noch ins Gefängnis bringen. Und dann ...

Als Vin ins Büro kam, saß Ronan an seinem Schreibtisch und studierte einen Bericht, der in einem Aktenordner abgeheftet war. Seinem Gesichtsausdruck nach zu urteilen enthielt der Bericht etwas Positives.

Vin nickte ihm grüßend zu. »Gute Nachrichten?«

»Wir haben die ersten Indizien für Hannays Unschuld.« Ronan nickte zurück. »Die Laborberichte für den Calhoun-Fall sind gerade reingekommen. Das Blut auf seiner Kleidung stammt erstens nur von einem der beiden Opfer, und zwar von Joan Calhoun. Das ließe sich eventuell noch damit erklären, dass er einen Komplizen gehabt haben könnte, der Rachel getötet hat. Aber die Spritzmuster stimmen nicht, und zwar überhaupt nicht. Joan Calhoun starb durch einen Stich ins Herz. Selbst wenn er dabei eine Arterie getroffen hätte, aus der Blut gespritzt wäre, müsste die Verteilung und vor allem die Form der Blutflecken anders verlaufen, und zwar unabhängig davon, ob er vor ihr gestanden hat, als er sie tötete, oder sich über sie gebeugt hätte. Davon abgesehen hat er ihr das Herz aus dem Leib geschnitten. Das heißt, das meiste Blut müsste sich an den Ärmeln befinden. Selbst wenn wir davon ausgehen, dass er Gummihandschuhe mit langem Arm getragen hätte, müsste überhaupt Blut an wenigstens einen Ärmel in Ellenbogenhöhe gekommen sein. Ist es aber nicht. Die einzigen Blutflecken im Ärmelbereich befinden sich an den Schultern. Und die Spritzmuster sprechen stark dafür, dass Hannay flach auf dem Rücken gelegen hat und das Blut von oben auf ihn gegossen wurde.« Ronan grinste. »Unser Mörder hat seinen ersten gravierenden Fehler begangen.«

Vin war froh, das zu hören.

»Etwas anderes ist weniger gut«, dämpfte Ronan seine Erleichterung. »Die Obduktion von Zane Colfax hat ergeben, dass er mit silberpräparierten Kugeln erschossen wurde, die eindeutig eine Spezialanfertigung beziehungsweise selbst hergestellt sind. Mal abgesehen davon, dass das bedeutet, dass du verdammt

vorsichtig sein musst, wenn wir den Kerl stellen, machen sich unsere Leute natürlich Gedanken darüber, was es mit dem Silber auf sich hat, weil es gewöhnlich nicht für Waffen verwendet wird. Ich habe schon was von Werwölfen und Vampiren munkeln gehört, auch wenn das natürlich nur Scherze waren.«

Vin stöhnte. Das hatte ihnen gerade noch gefehlt. Wenn diese Gerüchte den Jägern zu Ohren kamen, hätten sie wieder eine von deren Schwadronen am Hals. Denen hatte bereits der Bericht genügt, dass in Cleveland ein Rudel wilder Hunde eine Gruppe Studenten angefallen und einige von ihnen getötet hatte, um Scouts zu schicken, die dem auf den Grund gehen sollten. Und obwohl Sam auf magische Weise dafür gesorgt hatte, dass es tatsächlich ein solches Rudel gab, das Ronans Kollegen der Reihe nach abgeschossen hatten, deren DNA und Gebissstellungen sich mit den Spuren deckte, die man an den Leichen gefunden hatte, reichte das nicht aus, um die Jäger zu täuschen. Sie hatten das Geheimnis des Rudels entdeckt und sie alle fast getötet – indem sie das Haus angezündet hatten, um sie bei lebendigem Leib zu verbrennen. Das durfte sich einfach nicht wiederholen. Aber mit solchen an sich harmlosen Gerüchten, denen nichts anderes zugrunde lag als Scherze, stieg die Gefahr einer Entdeckung für das Rudel exorbitant. Proportional zu Vins Sorge um die Sicherheit seines Rudels.

Ronan bemerkte seine Besorgnis. »Keine Sorge. Ich habe bereits Sam angerufen und sie gebeten, dafür zu sorgen, dass diese Scherze nicht an die Ohren der Jäger dringen.«

Vin atmete auf. Er blickte seinen Partner irritiert an, als der grinste. »Was ist?«

»Fällt dir nichts auf?«

Vin schüttelte den Kopf.

»Wir sprechen Gälisch. Du ebenso perfekt wie ich. Ich dachte mir, wenn ich Sam schon mal an der Strippe und in der Laune habe, uns einen Gefallen zu tun, kann ich sie gleich um zwei bitten. Sie lässt dir ausrichten, dass sie dich zur Bezahlung diese Gabe in Naturalien erwartet, sobald du Zeit und Lust hast. Un-

nötig zu erwähnen, dass das mit der Lust wörtlich gemeint ist.«

Vin schüttelte lächelnd den Kopf. »Danke, Ronan.«

Der winkte ab und wechselte zu Englisch. »Leider sind die Kugeln zu stark deformiert, um sie einer Waffe zuordnen zu können. Immer vorausgesetzt, die wäre schon mal registriert worden. Was ich, ehrlich gesagt, bezweifele. Ein so gut organisierter Täter, der bewusst Spuren legt und vermeidet, selbst welche zu hinterlassen, benutzt mit größter Wahrscheinlichkeit keine Waffe, die schon mal bei einem anderen Verbrechen benutzt wurde und deshalb polizeibekannt ist.«

Der Meinung war Vin ebenfalls. »Ich habe von Shiva Rama-jeetha erfahren, dass Hannay keine Ahnung hat, wer dahinter stecken könnte. Gibt es noch mehr Dinge, die ihn entlasten?«

Ronan wiegte den Kopf. »Wie man es nimmt. Es ist zwar ein Vorteil, dass Colfax der Einzige ist, der Hannay gesehen haben will, aber dessen protokollierte Aussage wiegt natürlich schwer, nachdem er tot ist und Ramajeetha ihn nicht mehr im Zeugenstand auseinandernehmen kann. Da Hannay mit Rachel Calhoun bekannt war und sie mindestens einmal in ihrem Haus besucht hat, finden sich natürlich seine Fingerabdrücke am Tatort. Dass im Schlafzimmer keine von ihm sind, wo die Leichen lagen, wird der Staatsanwalt mit Handschuhen erklären, die er bei der Tat getragen hat.« Ronan wiegte den Kopf. »Ein sauberer Freispruch wegen erwiesener Unschuld ist nicht wahrscheinlich. Wenn Ramajeetha gut ist – ist er, nach allem, was ich gehört habe, sonst wäre er kaum Juniorpartner – schafft er es, Hannay wegen begründeter Zweifel rauszuhauen. Aber dafür gibt es keine Garantie. Ich fürchte, wir werden dafür noch mal Sams Dienste in Anspruch nehmen müssen.«

Vin seufzte. Dass der Vampir ins Gefängnis käme, musste in jedem Fall verhindert werden. Ganz abgesehen davon, dass Ramajeetha seine Unschuld bewiesen hatte, wäre das die ultimative Katastrophe. Spätestens, wenn das unausweichlich wäre, würden sie Sams Hilfe brauchen. Aber Vin scheute sich, die in Anspruch zu nehmen, wenn es nicht unumgänglich war. So freigie-

big Sam auch mit ihrer Hilfe war, sie würde nicht immer zur Stelle sein. Sie hielt sich oft in der Unterwelt auf oder war aus anderen Gründen unabhkömmlich. Und er wollte nicht von ihr und ihren magischen Kräften abhängig sein, wenn es sich vermeiden ließ. Er und sein Rudel mussten lernen, allein zurechtzukommen. Andere Rudel schafften das schließlich auch.

»Das Problem ist, dass wir immer noch keinen Hinweis auf den wahren Täter haben«, stellte er fest. »Oder hat sich in der Hinsicht was ergeben?«

Ronan schüttelte den Kopf. »Der war verdammt clever. Er hat keine Spuren hinterlassen. Zumindest keine, die wir schon gefunden hätten.« Er blickte nachdenklich auf den Bericht vor sich. »Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, dass er unsere Arbeitsweise kennt.«

Vin zog die Augenbrauen hoch. »Du glaubst, dass es ein Cop sein könnte?«

Ronan wiegte den Kopf. »Oder jemand, der aus anderen Gründen mit unserer Arbeitsweise vertraut ist, besonders mit der Spurensicherung und Tatortermittlung. Das muss nicht zwangsläufig einer von uns sein. Es käme auch ein Täter infrage, der wegen solcher akribischer Ermittlungen schon mal verknackt wurde. Oder jemand, der einfach nur extrem gründlich ist in allem, was er tut und nach Möglichkeit nichts dem Zufall überlässt.« Sein Gesichtsausdruck wurde nachdenklich. »Vielleicht sollten wir Hannay mal fragen, ob er irgendwann als Cop oder Richter gearbeitet hat und aus dieser Zeit jemand infrage käme«, sagte er wieder auf Gälisch. Diesmal bemerkte Vin den Sprachwechsel. »Vampire wechseln ja häufig Identität und Beruf.« Er grinste und zwinkerte Vin zu. »Werwölfe natürlich auch. Aber ehrlich: Ich kann mir bei dir nicht vorstellen, dass du jemals was anderes sein wirst als Cop.«

»Ich mir auch nicht. Oder wenn, dann etwas Ähnliches. Security, Personenschutz, Privatermittlungen. Oder auch Soldat. Vielleicht noch Bundesagent.« Er winkte ab. »Ich frage Hannay. Kommst du mit?«

Ronan schüttelte den Kopf und deutete auf die Uhr. »Ich habe gleich Feierabend. Wenn ich nicht pünktlich zu Hause bin, bekommt Abby Panik. Sie braucht Stabilität.«

Abby war Ronans Adoptivtochter, eine schüchterne Sechsjährige, die über eine visionäre Gabe verfügte. Ihre Eltern hatten das für den Ausdruck einer Psychose gehalten und sie in eine Kinderpsychiatrie gesteckt. Unglücklicherweise war einer der dortigen Ärzte ein Sympath gewesen, ein Psi-Vampir, der sich von den Emotionen der Menschen ernährte, besonders von Angst. Außerdem hatte er Abby dazu missbraucht, mit Orakeln Geld zu scheffeln, die er sie durchführen ließ. Das Kind hatte mit ansehen müssen, dass er jedes Mal einen Menschen als Blutopfer ermordet hatte, um das Orakel günstig zu stimmen. Außerdem hatte er Abbys Eltern ermordet, um völlig frei über die Kleine verfügen zu können. Sam hatte den Kerl auffliegen lassen und Abby bei Ronan und Sarah untergebracht. Dort ging es ihr gut, besonders da Ronans leibliche Tochter Siobhan über die Gabe der Seelenheilung verfügte und trotz ihrer erst drei Lebensjahre ihr Möglichstes tat, die Seele ihrer Schwester zu heilen. Aber Abby litt noch sehr unter Verlustängsten, weshalb Ronan sich bemühte, pünktlich Feierabend zu machen.

»Du musst also allein zu Hannay, wenn es dir nichts ausmacht. Hast du übrigens schon gehört, was der Direktor des Jails sich ausgedacht hat, um es den Gefangenen bequemer zu machen?«

Vin schnaubte. »Du meinst den Blödsinn mit den Tageslichtlampen in den Zellen?« Er nickte. »Stand ja ein großer Artikel im *Plain Dealer*. Ich frage mich nur, wie er das durchgedrückt hat. Das kostet immerhin eine ganz schöne Stange Geld.«

Ronan nickte. »Dahinter steckt irgend so ein sozialer Verein, der den armen Gefangenen die Haft erleichtern will und das Ganze sponsert.« Er schüttelte den Kopf.

Vin tat es ihm nach. Von Untersuchungshäftlingen, von denen fast alle später schuldig gesprochen wurden, und einigen wenigen Justizirrtümern abgesehen, saßen zumindest in Cleveland die Häftlinge aus sehr guten Gründen ein. Etliche hatten Verbre-

chen begangen, deretwegen man sie niemals wieder auf die Menschheit loslassen durfte. Getreu dem Motto »Auge um Auge« war nicht nur Vin der Überzeugung, dass es denen im Knast gar nicht hart genug ergehen konnte. Wenn dann irgendwelche humanitären Organisationen kamen und sich mehr um das Wohl der Verbrecher sorgten als um das der Opfer oder ihrer Hinterbliebenen, fehlte ihm dafür jedes Verständnis. Besonders wenn es sich um so einen Blödsinn wie die Installation von Tageslichtlampen in den Zellen handelte. Etliche anständige Menschen hätten solchen Luxus erheblich nötiger als völlig zu recht verurteilte Verbrecher. Gar nicht davon zu reden, dass das Geld, das diese Anschaffungen kosteten, für die Ärmsten der Gesellschaft erheblich besser angelegt gewesen wäre.

Wahrscheinlich hatten die Initiatoren dieser Kampagne mit derartigen Gegenargumenten gerechnet, denn sie hatten sie geheim gehalten. Aber Amos Kumara, der findige Starreporter des *Plain Dealers*, hatte es herausgefunden und stellte in seinem Artikel genau die gleichen Fragen. Jedenfalls war die Tageslichtlampen-fürs-Gefängnis-Kampagne ein weiterer Grund, weshalb die Unschuld von Callum Hannay unbedingt bewiesen werden musste. Sollte er jemals in einer Zelle mit Tageslichtlampe landen, wäre er sehr schnell tot. Und die Art seines Todes – nach Einschalten des Lichtes in Sekunden zu Asche verbrannt – würde wieder die Jäger auf den Plan rufen. Verdammt, der Fall musste endlich gelöst werden.

Vin nahm den Laborbericht von Ronans Tisch und las ihn aufmerksam durch. Ronan hatte recht. Das einzige wirklich entlastende Indiz waren die Spritzmuster auf Hannays Kleidung. Für alles andere gab es theoretisch eine Erklärung, die ihn trotzdem schuldig aussehen ließ. Was der Vampir brauchte, war eine gute und vor allem nachweisbare Begründung, wie das Blut auf seine Kleidung gekommen war. Das besprach er am besten persönlich mit ihm.

Vielleicht sollte er ihm bei der Gelegenheit auch eine subtile Warnung zukommen lassen, dass er erheblichen Ärger mit Vin

bekäme, wenn er sich Fiona gegenüber nicht respektvoll benahm. Die junge Frau war gestern reichlich verstört von der Arbeit in der Kanzlei nach Hause gekommen. Vin hatte an ihr nicht nur Shiva Ramajeethas Geruch wahrgenommen, sondern auch den von Hannay, und zwar in einer Intensität, die davon zeugte, dass sie längere Zeit in seiner Gegenwart verbracht haben musste. Sie hatte zwar nicht darüber reden wollen, aber er war sich sicher, dass Hannay der Grund für ihre Verstörtheit gewesen war. Ramajeetha war ein zu vernünftiger Mann und hatte keine Vorurteile gegenüber Werwölfen, um die Ursache zu sein. Hannay dagegen schon.

»Ich werde mal mit Hannay reden«, sagte er zu Ronan. »Schönen Feierabend.«

»Und dir eine ruhige Nachtschicht, Vin.« Ronan winkte ihm zu, als er das Büro verließ.

Während er wenig später seinen Wagen in den Verkehr einfädelt, überlegte er, wie man am besten den wahren Täter aus der Reserve locken könnte. Denn dass der beim Mord an Zane Colfax Silbermunition verwendet hatte – ein starkes Indiz dafür, dass es sich um denselben Täter handelte – deutete zweifelsfrei darauf hin, dass er noch lange nicht aufgegeben hatte. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er Hannay direkt angreifen würde.

Fiona war fest entschlossen, sich nicht von Callum einwickeln zu lassen, als sie ihn am Abend aufsuchte, um ihm ein paar Schriftstücke zu bringen, die er unterzeichnen musste. Sie hatte auch nicht vor, länger zu bleiben, als es für ein paar Unterschriften notwendig war. Sie hatte sich das, was Shiva Ramajeetha ihr gestern gesagt hatte, durch den Kopf gehen lassen. Obwohl sie ihm zustimmte, dass es eine große Chance für den Ruf des Rudels und den Frieden zwischen Werwölfen und Vampiren wäre, wenn sie und Callum Freundschaft schlossen – von allem anderen gar nicht zu reden –, war ihr das persönliche Risiko zu groß.

Es konnte nicht gut gehen. Und wenn das Ende käme, würde sie leiden. Sie wollte nicht mehr leiden; vielmehr nicht noch einmal so sehr wie damals, als ...

Sie blendete die unangenehmen Gedanken aus, parkte ihren Wagen vor Callums Haus und ging zur Tür. Er öffnete ihr, noch ehe sie den Vorgarten halb durchquert hatte. Da die Sonne schon untergegangen war und über der Tür sowieso ein großzügiges Verandadach das Licht davon fernhielt, war das für ihn ungefährlich. Er lächelte. Wieder drückte sich darin so viel freudiges Willkommen aus, dass Fiona einen Kloß im Hals spürte. Er nahm ihre Hand, als sie heran war, und zog sie ins Haus.

»Fiona.« Die Art, wie er ihren Namen aussprach, klang wie ein Streicheln. Wie eine wunderbare Verheißung. »Wie schön, dass du gekommen bist.«

»Ich bin rein beruflich hier.« Ihre Stimme klang belegt. Als hätten die Worte Mühe, über ihre Zunge zu kommen.

Er lächelte wieder. »Das schließt aber nicht aus, dass du einen Schluck mit mir trinkst und wir uns eine Weile unterhalten.«

»Das will ich nicht.« Sie merkte, dass er immer noch ihre Hand hielt, und entzog sie ihm. Keine gute Idee, denn das verursachte ihr ein Gefühl von Verlust. Genau die Art von Verlust, die sie hatte vermeiden wollen. Sie schalt sich eine Närrin, aber das half nichts, denn das Gefühl blieb. Idiotischerweise verstärkte das den Kloß in ihrem Hals. »Du musst ein paar Papiere unterschreiben.«

Er lächelte verschmitzt. »Das muss aber nicht hier in der Diele sein. Komm.«

Die Diele wäre ein perfekter Ort gewesen, denn dann wäre sie in einer Minute wieder weg gewesen. Aber Callum hatte sich bereits umgedreht und war ins Wohnzimmer gegangen. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Er deutete auf die Couch.

»Setz dich. Wohin du willst.«

Sie ging zum Tisch, der in der Ecke des Zimmers stand, und setzte sich auf einen Stuhl. Er seufzte und setzte sich ihr gegen-

über.

»Ich sehe schon, du willst uns keine Chance geben. Schade. Darf ich den Grund erfahren?«

»Der ist ganz einfach. Es kann mit uns nicht gut gehen.«

Er zog die Augenbrauen hoch. In Verbindung mit der Art, wie er gleichzeitig die Lippen schürzte, wirkte das ungeheuer sexy. »Und deshalb willst du es gar nicht erst versuchen?« Er schüttelte den Kopf. »Vielleicht hast du recht und es klappt wirklich nicht mit uns. Vielleicht geht aber alles gut. Dann hättest du eine einmalige Chance verpasst, glücklich zu werden. Und falls es mit uns nicht funktioniert, haben wir es wenigstens versucht und die Gewissheit, dass wir in diesem Leben nicht noch einmal ein Paar werden sollten. Wenn wir es nicht versuchen, werden wir beide es bereuen; vielleicht sogar in Ewigkeit.«

So was Ähnliches hatte Shiva Ramajeetha auch gesagt. Fiona schloss die Augen und fühlte sich elend. In diesem Moment begriff sie, dass sie in jedem Fall leiden würde: wenn es schiefging, ebenso wie wenn sie sich gar nicht erst auf Callum einließ. Ihr kamen die Tränen.

Callum war augenblicklich neben ihr und legte sanft einen Arm um sie. Er streichelte ihre Wange. »Wovor hast du denn solche Angst, Fiona?«

Sie öffnete den Mund, um ihm zu sagen, dass sie ganz gewiss vor nichts Angst hätte, was mit ihm zu tun hatte. Doch es kam etwas ganz anderes heraus: »Dass du nicht mich willst, sondern Brianna. Und dass du mich verlässt, wenn du feststellst, dass ich nicht sie bin. Denn ich bin nicht sie. Ich bin Fiona MacLeod!« Sie weinte.

»Och, ma bonnie lass!«⁸

Er zog sie vom Stuhl hoch, nahm sie in die Arme und küsste ihre Tränen weg, die jetzt noch reichlicher zu fließen begannen. Fiona schalt sich eine Heulsuse und Schlimmeres, aber sie konn-

8 Scots: »Ach, mein schönes Mädchen« (gesprochen: och, ma bonni laaß)

te die Tränenflut einfach nicht stoppen. Callum nahm daran keinen Anstoß. Im Gegenteil setzte er sich mit ihr auf die Couch, hielt sie umarmt, streichelte ihr Gesicht und wischte ihr die Tränen ab, während er beruhigend auf Scots und Gälisch auf sie einredete und ihr versicherte, dass sie ganz wunderbar wäre und er nicht verstehen könne, wieso sie solche Zweifel hegte. Ehe Fiona sich versah, brach ihre ganze leidvolle Lebensgeschichte aus ihr heraus, redete sie sich alle schmerzhaften Erfahrungen von Ablehnung und Verlassen werden von der Seele.

Sie hatte keine Ahnung, wie lange das gedauert hatte. Hinterher fühlte sie sich erschöpft, aber auch erleichtert. Ein bisschen. Callum hielt sie im Arm, streichelte sie und gab ihr ein Gefühl von Geborgenheit, das sie in der Form kaum kannte. Das bisschen Geborgenheit, das ihr die Zugehörigkeit zum Rudel vermittelte, war dagegen nur ein müder Abklatsch. Sie wollte mehr davon. Viel mehr. Ihre Sehnsucht danach war so stark, dass sie alle Bedenken und die mahnende Stimme ihres Verstandes ausblendete. Sie hob den Kopf und sah Callum in die Augen, die von einem tiefen Blau waren. Keine gute Idee, denn darin sah sie genau das, wovor sie zu fliehen versuchte. Versucht hatte. Und zwar in mehr als einer Hinsicht.

Callum strich ihr sanft über die Wange. Fiona schloss die Augen. Sie hatte das Gefühl, den größten Fehler ihres Lebens zu begehen, aber sie konnte nicht anders. Sie gab ihren Widerstand auf, legte ihre Hand an seine Wange und ließ zu, dass Callum sie küsste. Die Berührung seiner Lippen ging ihr durch und durch. Sie erwiderte seinen Kuss, legte die Arme um ihn und hatte das Gefühl, nach Hause zu kommen. Und was sie sonst noch fühlte, mochte sie sich nicht bewusst machen, denn das erschreckte sie viel zu sehr; vielmehr die Konsequenzen dessen.

Callum stand auf und zog sie mit sich hoch. Er nickte zu seinem Schlafzimmer hinüber und blickte sie fragend an. Er bedrängte sie nicht, verführte sie nicht, sondern überließ ihr die Entscheidung. Ja, sie wollte ihn und konnte sich nicht erinnern, jemals einen Mann so sehr begehrt zu haben. Trotzdem zögerte

sie.

»Ich tue dir nicht weh, Fiona«, versicherte er. »Körperlich ganz bestimmt nicht und seelisch erst recht nicht. Lass mich deine Wunden heilen.«

Sie bezweifelte, dass er das Wunder fertigbringen könnte, die Wunden ihres Lebens zu heilen, aber sie beschloss, ihm diese Chance zu geben. Ihnen beiden eine Chance zu geben. Sie nahm seine Hand und zog ihn zum Schlafzimmer. Er lächelte; glücklich, strahlend, als würde ein Traum wahr. Als er sie erneut küsste, geschah das mit solcher Zärtlichkeit, dass Fiona auch noch den letzten – zugegeben winzigen – Rest ihrer Bedenken über Bord warf. Auch wenn sie es später bereuen sollte, sie würde den Augenblick genießen.

Halb hatte sie gehofft, dass es ein nur mittelmäßiges Erlebnis werden würde, aber Callum war ein überaus erfahrener Liebhaber, der zuerst ihre Bedürfnisse berücksichtigte, bevor er an seine eigenen dachte. Fiona merkte bei jedem Kuss, jeder Berührung, dass er in erster Linie ihr Freude bereiten wollte. Immer wieder vergewisserte er sich, dass sie Spaß hatte. Den hatte sie. Sogar mehr, als sie je zuvor mit einem Mann erlebt hatte. Woran das lag, konnte sie nicht sagen, und es war ihr auch egal. Sie fühlte sich glücklich, akzeptiert und wertgeschätzt. Wie eine Göttin. Und der Höhepunkt, zu dem Callum sie schließlich brachte, versetzte sie in eine Ekstase, die alles in den Schatten stellte.

Für eine Weile fühlte sie sich vollkommen glücklich und zufrieden. Doch nachdem der Rest des Hochgefühls abgeklungen war, drängte sich die Realität wieder in ihr Bewusstsein. Ihre Zehen stießen an etwas Hartes an Callums Fußgelenk. Ein Blick sagte ihr, dass es die Fußfessel war, die er tragen musste. Das erinnerte sie daran, dass sie nicht zu ihrem Vergnügen hier war. Shiva Ramajeetha ließ ihr zwar gewisse Freiräume in Bezug auf Callum, aber bestimmt hatte seine Nachsicht dort ihre Grenze, wo es um die Arbeit ging. Sie war in offizieller Mission der Kanzlei hier, nicht als Privatperson.

Sie stöhnte, als ihr bewusst wurde, dass sie sich zumindest gegenüber dem Inder nicht würde herausreden können. Sein unbestechlicher Geruchssinn würde ihm verraten, dass sie mit Callum geschlafen hatte. Und dann wäre sie ihr Praktikum schneller los, als sie es bekommen hatte. Sie richtete sich auf.

»Darf ich dein Bad benutzen?«

Callum deutete auf eine Tür, gegenüber dem Bett. Er legte die Arme um sie und drückte ihr einen Kuss auf die Schulter, als sie aufstehen wollte. »Worüber machst du dir Sorgen, wunderbare Fiona?«

Sie machte sich von ihm frei. »Worüber wohl? Mr. Ramajeetha wird riechen, dass ich ... dass wir ...« Sie errötete.

Callum grinste. »Das wird er in der Tat. Und zwar egal wie gründlich du duschst und wie stark du dich einseifst.«

Da sie den scharfen Geruch herkömmlicher Seife nicht mehr ertrug, seit sie verwandelt worden war, und sich immer noch nicht wieder daran gewöhnt hatte, hatte sie nicht vor, sich mit Seife zu waschen.

»Keine Sorge«, beruhigte er sie. »Shiva wird dir daraus garantiert keinen Strick drehen. Er braucht dich, weil du weißt, was er ist. Schon deshalb wird er dich auch gegenüber seinen Seniorpartnern in Schutz nehmen.«

»Ich lege aber Wert darauf, professionell zu arbeiten. Mit einem Klienten ins Bett zu gehen, gehört nicht dazu. Im Gegenteil.«

Er fasste ihre Hand, als sie ins Bad gehen wollte. »Wäre dies eine normale Situation, würde ich dir recht geben. Aber wir befinden uns nicht in einer normalen Situation.«

»Völlig richtig. Du stehst immer noch unter Mordverdacht, den jemand dir angehängt hat.« Sie sah ihm in die Augen. »Hast du wirklich keine Ahnung, wer das sein könnte?«

Er schüttelte den Kopf. »Und glaub mir, darüber zermartere ich mir das Gehirn, seit ich nach der Vergiftung wieder zu mir gekommen bin.«

Sie entzog ihm ihre Hand, ging ins Bad und duschte. Als sie

fertig war und sich wieder angezogen hatte, hatte Callum sich inzwischen im Gästebad frisch gemacht, saß am Tisch im Wohnzimmer und las die Papiere durch, die er unterschreiben sollte. Bevor Fiona etwas sagen konnte, hob er den Kopf und lauschte. Im selben Moment spürte sie ebenfalls, dass jemand sich dem Haus näherte.

»Das ist Vin.«

Sie fühlte deutlich seine vertraute Präsenz. Doch hatte das Band des Blutes, das sie mit ihren Rudelgeschwistern teilte, ihr bisher einen Hauch von Trost vermittelt, verursachte es ihr zum ersten Mal Unbehagen. Sie hatte keine Ahnung, wie Vin darauf reagieren würde, dass sie mit einem Vampir geschlafen hatte. Während Callum zur Tür ging, setzte sie sich an den Tisch und fühlte sich unerklärlich verloren.

Vin sah Fionas Wagen vor Hannays Haus stehen und parkte seinen Dienstwagen dahinter. Hannay öffnete ihm die Tür, bevor er sie erreicht hatte. Eine Weile blickte er Vin zurückhaltend an, dann bat er ihn mit einer Handbewegung herein und führte ihn ins Wohnzimmer. Fiona saß am Tisch, einen Schreibblock vor sich und tat, als wäre sie rein beruflich hier. Vin roch jedoch den Duft nach frischem Sex, den sie ebenso ausströmte wie Hannay und seinen Geruch an ihr und umgekehrt. Fiona, als ihr bewusst wurde, dass er das bemerkt hatte, wurde rot. Er lächelte ihr beruhigend zu.

Hannay stand mit untergeschlagenen Armen breitbeinig im Raum. »Was kann ich für Sie tun, Detective?«

»Darf ich mich setzen?«

»Wenn es sein muss.« Hannay deutete auf einen Stuhl am Tisch, blieb aber stehen. »Ich höre.«

Vin setzte sich. »Ich weiß, dass Sie unschuldig sind, Mr. Hannay. Das Problem ist, dass wir es nicht auf herkömmliche Weise beweisen können. Schließlich können wir keine Blutprobe von Ihnen analysieren und dadurch belegen, dass Sie unter Drogen gesetzt wurden. Die sowieso längst abgebaut ist. Und alle ande-

ren Spuren, die sich mit menschenmöglichen Methoden identifizieren und beweisen lassen, weisen eindeutig auf Sie als einzig möglichen Täter hin.«

Hannay setzte sich nun doch. Er fuhr sich mit der Hand durch das Haar, danach über das Gesicht. »Ich weiß. Wer immer mir diese scheußliche Tat in die Schuhe schieben will, hat sich verdammt viel Mühe gegeben und es sehr clever angestellt.«

Vin nickte. »Wir haben inzwischen die Laboranalysen und Berichte der Spurensicherung. Das einzige Indiz, das für Sie spricht, ist das Spritzmuster auf Ihrer Kleidung.«

Hannay und auch Fiona blickten ihn fragend an.

»Sie müssen auf dem Rücken gelegen haben, und das Blut wurde von oben auf Sie gegossen.« Vin blickte ihn eindringlich an. »Erinnern Sie sich an irgendetwas, das uns einen Clou geben könnte, wer dahintersteckt?«

Hannay seufzte, ehe er den Kopf schüttelte. »Darüber habe ich mir schon das Gehirn zermartert, bis ich Kopfschmerzen hatte. Ich bin zu keinem Ergebnis gekommen. Das Einzige, was ich mit Sicherheit sagen kann, ist, dass der Täter kein Vampir ist.« Er blickte Vin misstrauisch an. »Ich weiß nicht, wie gut Sie sich mit Vampiren auskennen, aber wir spüren einander in gewissem Umkreis. Und der Radius eines Wächters, in dem er Artgenossen spüren kann, ist noch erheblich größer.« Er schüttelte erneut den Kopf. »Es gibt keinen Vampir außer den Kolonimitgliedern in Cleveland. Und von denen ist es keiner gewesen. Mal abgesehen davon, dass ich das sowieso keinem zutraue, hat Shiva, wie er mir sagte, sie alle noch gestern Nacht mit dem Ring der Gerechtigkeit überprüft. Sie sind unschuldig.« Er seufzte erneut. »Leider ist der Ring der Gerechtigkeit kein Instrument, mit dem man einen menschlichen Richter überzeugen kann.« Er winkte ab. »Da es keine anderen Vampire hier gibt, muss der Täter ein Mensch gewesen sein.«

Vin registrierte, dass Hannay nicht die Werwölfe verdächtigte. »Das stimmt, denn neben Ihrem Geruch habe ich den eines Menschen im Haus der Calhouns wahrgenommen, aber leider den-

selben seitdem nicht wieder, sodass ich ihn bisher nicht einem Menschen zuordnen konnte. Und durch den Benzingestank, mit dem er sich umgeben hat, ist das sowieso schwer möglich.«

Der Vampir blickte ihn wieder an. »Ich schwöre Ihnen, Detective, ich habe garantiert keinen Menschen dermaßen verärgert, dass er mir diese entsetzliche Tat anhängen wollte. Zumindest nicht bewusst und auch nicht in letzter Zeit.«

Vin merkte auf. »Aber in länger zurückliegender Zeit? Was war da? Sie haben auch Mr. Ramajeetha gegenüber einen älteren Vorfall erwähnt.«

Hannay schüttelte den Kopf. »Das ist so lange her, dass der Typ, falls er noch lebt, an die hundert sein müsste. In jedem Fall zu alt, um die Tat begangen zu haben.«

Vin blickte ihn auffordernd an.

Hannay zuckte mit den Schultern. »Das passierte 1948 oder '49. Kann auch 1950 gewesen sein. Ich lebte damals in Great Falls, Montana, als Bibliothekar. Durch einen dummen Zufall hat ein Mann herausgefunden, dass ich ein Vampir bin. Aus einschlägigen Büchern hat er erfahren, dass wir Vampire gegen alle Krankheiten immun sind. Sein Frau hatte Krebs im Endstadium. Inoperabel. Er dachte, wenn er seine Frau mit meinem Blut infiziert, würde sie dadurch geheilt. Er hatte recht. Aber Sie wissen wohl, dass einen Menschen zu verwandeln unter uns ein todeswürdiges Verbrechen ist.«

»Nicht nur unter Vampiren.« Vin nickte. »Da Sie immer noch leben und Mr. Ramajeetha Sie leben lässt, haben Sie dem Verlangen des Mannes offensichtlich nicht nachgegeben.«

Hannay nickte. »Er bekniete mich tagelang und gab es schließlich auf. Scheinbar. Aber er hatte in den Büchern auch gelesen, dass gelber Eisenhut uns Vampire zwar nicht umbringt, uns aber in einer gewissen Dosis betäubt. Und in einem dieser idiotischen Bücher – ich habe es später vernichtet – stand auch, dass wir das Gift nicht riechen können, wenn es mit hochprozentigem Alkohol versetzt ist. Er lud mich zu sich nach Hause ein, um sich angeblich mit einem Abendessen aus dem Blut einer frisch ge-

schlachteten Kuh – sein Bruder war Farmer – dafür zu entschuldigen, dass er mich so sehr bedrängt hatte, und kredenzte mir irgendeinen selbst gebrauten Schnaps, der so scharf war, dass allein sein Geruch meine Augen tränen ließ. Das hätte mich misstrauisch machen sollen, aber der Mann tat mir leid. Und nachdem er meine Natur scheinbar problemlos akzeptiert hatte, war ich nicht wachsam genug.« Er ballte die Faust und atmete tief durch.

Vin ahnte, wie es weiterging, sagte aber nichts. Auch Fiona schwieg. Sie saß beinahe reglos am Tisch, hatte die Hand mit dem Kugelschreiber darin auf den Schreibblock gelegt, als wollte sie jeden Moment etwas notieren, und blickte auf den Tisch.

»Ich habe mir also den Schnaps aufdrängen lassen und davon getrunken. Das Zeug in Verbindung mit dem Eisenhut hat mich ausgeknockt. Als ich wieder zu mir gekommen bin, hatte der Mann in der Zwischenzeit mein Blut abgezapft und seiner Frau eingeflößt. Sie können sich denken, was passierte.«

»Sie wurde verwandelt.«

Hannay nickte. »Und ich hatte die Wächter auf dem Hals, weil jeder Wächter weltweit spürt, wenn ein Vampir neu entsteht und auch, welcher Vampir dafür verantwortlich ist. Die Frau wurde tatsächlich durch die Verwandlung geheilt, aber sie war ...« Er zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, was mit ihr los war. Nicht jeder Mensch verkraftet die Verwandlung. Die Stärke, über die sie von da an verfügte, erzeugte Allmachtsfantasien in ihr und Rachegefühle für was weiß ich. Trotz meiner eindringlichen Warnungen und meiner Versuche, sie daran zu hindern, hat sie begonnen, in der Stadt alle Menschen zu ermorden und auszusaugen, die ihr irgendwann mal was getan hatten. In einem Fall bestand das ›Verbrechen‹ des Opfers bloß darin, dass es einen Friseurtermin bekommen hatte, den die Frau hatte haben wollen.« Er schüttelte den Kopf. »Die nächsten Wächter wohnten zu weit weg, sodass sie nicht schnell genug vor Ort waren, um sie zu stoppen. Als ich die Frau von ihrem nächsten Mord abzuhalten versuchte, leistete sie heftige Gegenwehr. Es passierte ein

Unfall, infolge dessen sie starb.«

»Wofür Sie sich zusätzlich vor Ihren Wächtern verantworten mussten«, schloss Vin.

Hannay nickte. »Ich bin wirklich dankbar für die Ringe der Gerechtigkeit, denn nur durch ihr Urteil wurde ich freigesprochen. Von meiner realen Schuld. Nicht aber von dem Mann der toten Frau.«

»Er gab Ihnen die Schuld an ihrem Tod.«

»Nicht nur daran. Seiner Meinung nach war mein ›böses Blut‹ ursächlich schuld daran, dass seine Frau zur Mörderin geworden war, und ich hätte sie absichtlich ermordet aus irgendwelchen niederen Beweggründen. Er schwor Rache. Aber der Wächter, der den Fall untersuchte, hypnotisierte ihn und ließ ihn alles vergessen, außer, dass seine Frau schließlich an ihrem Krebs gestorben war. Ich habe die Stadt verlassen und seitdem nichts mehr von dem Mann gehört.« Hannay schüttelte den Kopf. »Wie gesagt, falls er noch lebt, müsste er weit über neunzig sein.«

»Wie hieß er? Ich möchte das sicherheitshalber überprüfen. Seit ich ein Werwolf bin, halte ich die unmöglichsten Dinge für möglich und gehe lieber auf Nummer sicher.«

»Das ist für einen von Ihrer oder meiner Art die beste Methode, um zu überleben.« Er runzelte die Stirn. »Er hieß – Jenssen. Giles Jenssen. Er war damals ungefähr Mitte dreißig oder so. Seine Frau hieß Emma.«

Vin schrieb das in seinen Notizblock. Anschließend blickte er Hannay wieder an. »Dass man Ihnen diese Tat ganz gezielt angehängt hat und Sie betäubt hat, spricht eindeutig dafür, dass der Täter erstens jemand ist, der weiß, dass Sie ein Vampir sind. Zweitens muss er, um einen so grausamen Doppelmord zu begehen, eine mächtige Wut im Bauch haben. Das Ganze ist etwas sehr Persönliches, meiner Meinung nach.« Er tippte sich nachdenklich mit dem Kugelschreiber gegen das Kinn. »Die Frage ist, was er damit bezweckt.«

Hannay schnaubte. »Wir sind in Ohio. Hier gibt es noch die Todesstrafe.«

»Die aber keinen Sinn ergibt, weil der Täter weiß, dass Sie ein Vampir sind und die Hinrichtung in jedem Fall überleben. Lebenslänglich ins Gefängnis können Sie auch nicht, weil irgendwann auffällt, dass Sie nicht altern. Was also will er? – Fiona, was meinst du?«

Sie zuckte zusammen. »Ich ... ich dachte, vielleicht will er C... Mr. Hannay töten, ohne ihn selbst umzubringen. Wenn weder Mr. Ramajeetha noch du bei seiner Verhaftung vor Ort gewesen wären, sondern irgendein Cop, der nicht weiß, dass er ein Vampir ist, sie hätten ihn ins Gefängnis gezerret, wo er bei Tagesanbruch gestorben wäre.«

»Nicht erst bei Tagesanbruch«, sagte Vin. »Das Gefängnis wird gerade mit Tageslichtlampen in den Zellen umgerüstet. Wenn er in eine von diesen Zellen gekommen wäre – gute Nacht.« Vin lächelte. »Du kannst übrigens Mr. Hannay ruhig bei seinem Vornamen nennen.« Er tippte sich an die Nase. »Ich habe den ›Bra-ten‹ zwischen euch längst gerochen.«

Fiona errötete bis zu den Haarwurzeln. Hannay grinste und legte seine Hand auf ihre, streichelte sie, ehe er Vin ernst anblickte.

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, Detective.«

»Warum sollte ich?«

»Sie sind Fionas Rudelführer. Sie könnten das mit dem Recht Ihrer Position verbieten.«

Vin schüttelte den Kopf. »Ich bin kein Tyrann. Solange das, was Fiona oder irgendein anderes Rudelmitglied tut, nicht das Rudel oder unsere Sicherheit gefährdet, können alle tun, was sie wollen.«

Hannay blieb ernst. »Shiva hat uns zwar ausdrücklich angewiesen, mit Ihren Leuten unter allen Umständen Frieden zu halten und vor allem Ihr Territorium nicht zu betreten. Aber ein paar hiesige Vampire stehen Werwölfen, eh, kritisch gegenüber.«

Vin grinste. »Sie mögen uns nicht, wollen Sie sagen. Und ich glaube, bis Sie Fiona begegnet sind, gehörten Sie auch noch zu denen.«

Hannay nickte und machte nicht einmal den Versuch, das zu leugnen. »Meine – Bekanntschaft mit Fiona könnte deshalb zu Problemen führen, die eventuell auch auf Ihr Rudel übergreifen könnten, wenn die anderen was davon mitbekommen. Im Moment kann ich sie noch damit entschuldigen, dass sie Shivas Assistentin ist und mein Kontakt zu ihr rein beruflich ist. Wenn das vorbei ist«, er zuckte mit den Schultern, »bin ich in Erklärungsnot.«

Vin schnaubte und registrierte, dass Fiona ihre Hand, die Hannay immer noch streichelte, heftig zurückzog und ihn verletzt ansah. »Meine ›Erklärung‹ an Leute, die es wagen, sich in mein Privatleben einzumischen, würde lauten: *Schert euch zum Teufel!* Die höflichere Variante: *Mein Privatleben geht euch einen Scheißdreck an.* Aber das ist hier nicht der Punkt. Fionas Vermutung hat was für sich, dass jemand Ihren Tod will und, um sich nicht selbst die Hände schmutzig zu machen – und wohl auch, weil der Täter weiß, dass er als Mensch keine Chance gegen Sie hat –, die Polizei dafür eingespant hat. Dass er für seinen Plan aber gleich zwei Frauen bestialisch ermordet hat, deutet wieder auf ein sehr persönliches Motiv hin.« Er blickte Hannay eindringlich an. »Sind Sie sich sicher, dass Ihre Beziehung zu den beiden oder zu der einen Frau niemandem ein Dorn im Auge war?«

Der Vampir schüttelte den Kopf, zögerte aber und blickte Vin wieder einmal misstrauisch an. »Okay«, entschied er, »ich werde offen zu Ihnen sein. Ich kannte nur Rachel. Flüchtig. Ich bin ein paar Mal mit ihr ausgegangen, Essen, Kino, Vernissage. Es lief darauf hinaus, dass wir spätestens nächste Woche im Bett gelandet wären. Nichts Ernstes. Ich wollte Spaß, sie wollte Spaß. Vielleicht wäre es ein One-Night-Stand geworden, vielleicht hätte es ein paar Wiederholungen gegeben, aber mehr war zumindest von meiner Seite aus nicht beabsichtigt. Sie hat mir versichert, dass sie keinen Freund hat und ihre letzte Beziehung über ein Jahr zurückliegt. Ich breche in keine Beziehung ein. Und eine frisch Getrennte ist immer ein Risiko in mehr als einer Hinsicht, das ich nicht eingehe. Also falls es aus dieser Richtung Probleme

gegeben haben sollte, waren sie für mich nicht erkennbar.«

Fiona warf ihm einen weiteren verletzten Blick zu, ehe sie wie zuvor auf den Block starrte und begann, Kreise darauf zu malen.

Vin kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Gehen wir die Sache anders an. Hatten Sie in letzter Zeit das Gefühl, dass jemand Sie beobachtet?«

Hannay wiegte den Kopf. »Ja, manchmal. Aber ich konnte niemanden identifizieren. Ich habe auch nicht immer wieder dieselben Menschen in meiner Nähe gerochen, die dort nichts zu suchen hatten, wie zum Beispiel Kollegen. Und nein, ich hatte auch mit keinem von denen Differenzen.« Er sah Vin in die Augen. »Ich muss Ihnen ja nicht sagen, wie eminent wichtig es ist, nicht aufzufallen. Das kann man zwar nicht immer vermeiden, aber ich tue mein Möglichstes, jedem Streit aus dem Weg zu gehen.«

Vin durchdachte die Sache von vorne bis hinten. Sie steckten in einer Sackgasse. Ohne ein Motiv für die Tat gab es auch keinen Hinweis auf einen Täter. Im Moment sah er nur eine Möglichkeit, ihn zu überführen. Er blickte den Vampir an.

»Mr. Hannay, wären Sie einverstanden, dass wir dem Mörder eine Falle stellen?«

»Selbstverständlich. Ich tue alles, was hilft, mich von jeglichem Verdacht reinzuwaschen. Was haben Sie vor?«

Vin schüttelte den Kopf. »Was immer das wahre Ziel des Täters ist, es basiert offenbar darauf, dass Sie in Haft kommen oder bleiben. Ich muss das natürlich mit dem Staatsanwalt besprechen und mit Ihrem Anwalt. Wenn der Staatsanwalt zustimmt, dass wir so tun, als stünden Sie nicht mehr unter Verdacht und wären wieder vollkommen frei, wird der Täter dadurch zum Handeln gezwungen. Wir würden Sie natürlich überwachen und zuschlagen, wenn er den nächsten Versuch gegen Sie unternimmt.«

Hannay nickte. »Könnte klappen. Wenn die zuständige Staatsanwältin zustimmt. Und ich habe das Gefühl, dass die mich hasst.«

Vin lächelte. »Aber Ihr Mr. Ramajeetha wird sie hypnotisieren können. Falls sie nicht dagegen immun ist.« Vin stand auf. »Ich

regele das.« Er stand auf. »Noch eins, Mr. Hannay. Der Zeuge, der Sie angeblich gesehen haben will, wurde mit Silberkugeln erschossen. Das bedeutet, dass der Täter oder die Täter noch einen Plan B im Gepäck haben, und zwar einen sehr tödlichen. Also passen Sie auf sich auf.« Er nickte dem Vampir und Fiona zu und wandte sich zur Tür.

»Detective«, hielt Hannay ihn zurück. »Für einen Werwolf sind Sie gar nicht so übel.«

Vin grinste und verließ das Haus.

Fiona sprang auf, kaum dass er die Tür hinter sich geschlossen hatte, und starrte Callum wütend an. »Ich bin also nur eine Bekanntschaft, die du vor deinen Leuten ›entschuldigen‹ musst«, fauchte sie, »die dich in ›Erklärungsnot‹ bringt!« Sie konnte nicht verhindern, dass sich ihre Augen mit Tränen füllten. »Und das vorhin – das war also nichts anderes als ein bisschen ›Spaß‹ für dich. Ohne jede Bedeutung.«

Er sah sie perplex an. »Wie kommst du denn darauf?«

»Das fragst du noch?«, schrie sie ihn an. »Du hast Vin mehr als deutlich zu verstehen gegeben, dass du dich gegenüber anderen Vampiren schämst, mit mir bekannt zu sein. ›Bekannt!« Die Tränen begannen zu fließen. Sie wischte sie hastig weg, schnappte ihren Block und ihre Tasche und eilte zur Tür.

Callum stand vor ihr, noch ehe sie die erreicht hatte. Er hielt sie an den Armen fest. »Verdammt, Fiona, was ist los? Ich schäme mich doch nicht für dich. Wie zum Teufel kommst du denn darauf?«

Die Tränen quollen weiter aus ihren Augen, obwohl sie mit aller Gewalt versuchte, sie zurückzuhalten. »Ich wüsste nicht, was die Begriffe ›entschuldigen‹ und ›Erklärungsnot‹ sonst zu bedeuten haben sollten.« Sie wollte sich losreißen, aber er hielt sie weiterhin fest.

»Und das aus deinem Mund? Dem Mund einer angehenden Anwältin, die wissen sollte, wie man Aussagen interpretiert.« Er ließ sie nicht zu Wort kommen. »Ich habe gegenüber Bennett in Bezug auf dich gesagt, dass ich in Erklärungsnot gerate, *wenn*

mein beruflicher Kontakt zu dir vorbei ist.« Er ließ sie los und sah ihr in die Augen. »Was sagt dir das?«

Sie erwiderte seinen Blick und wagte nicht zu hoffen, was sie glaubte, das er meinen könnte. Verdammt, wieso war er ihr so unter die Haut gekrochen? Sie konnte es sich immer noch nicht erklären. Sie kannte ihn doch kaum zwei Tage und war schon mit ihm ins Bett gegangen, obwohl das überhaupt nicht ihre Art war.

»Ich möchte unsere Bekanntschaft fortsetzen, Fiona. Sie vertiefen, wenn das alles hier vorbei ist. Falls ich nicht am Ende gezwungen bin zu fliehen, um mein Leben zu retten. Wenn wir dann feststellen, dass uns mehr verbindet als eine flüchtige Bekanntschaft mit immensem Spaß im Bett und wir uns entscheiden sollten, mehr daraus zu machen – oder es zumindest zu versuchen – dann, das glaube mir bitte, werde ich vollkommen zu unserer Beziehung stehen. Und auf die Meinung anderer scheißen. Da gibt es aber ein Problem, das dir offenbar nicht bewusst ist.«

»Ich bin Werwölfin.« Sie verzog verächtlich das Gesicht.

Callum nickte. »Was aufgrund der herrschenden Ressentiments zwischen unseren Völkern aus Sicht der meisten Vampire schon ein Makel an sich ist. Der wird leider noch erheblich dadurch verschlimmert, dass ihr vom Rassimov-Rudel gezeugt wurdet.«

»Einem Schwarzen Rudel. Ich weiß. Unsere Mentoren haben uns schon darauf vorbereitet, dass wir nicht nur ein sauberes, sondern ein porentief blütenweißes Leben führen müssen, um irgendwann in Hunderten von Jahren von diesem Makel runterzukommen. Ich wusste aber nicht, dass unsere unrühmliche Herkunft auch unter Vampiren allgemein bekannt ist.«

Callum strich ihr sanft über die Wange. »Das ist sie nicht. Aber Alex Gallagher, ein Kolonienmitglied, stammt ursprünglich aus Russland. Er ist neulich einem von euch begegnet und ihm nahe genug gekommen, um seinen Geruch identifizieren zu können. Er hat uns alle umgehend vor euch gewarnt.« Er sah ihr in die

Augen. »Die Rassimovs, besonders ihr Anführer, Nikolai Rassimov, haben, als sie noch in Russland lebten, jeden Vampir ermordet, der ihnen über den Weg gelaufen ist. Nikolai Rassimov galt als der schlimmste Vampirhasser unter den Werwölfen. Und du – dein Rudel ist von seinem gezeugt worden. Du kannst dir denken, was die Kolonie davon hält.«

Sie nickte. In diesem Moment hasste sie den Werwolf, dem sie die Verwandlung zu verdanken hatte, aus tiefstem Herzen. Schlimm genug, unfreiwillig als Werwölfin leben zu müssen, obendrein auch noch völlig unschuldig wegen der Verbrechen gebrandmarkt zu sein, die diese Untiere begangen hatten, war schlimmer.

Callum fasste sie an den Schultern. »Trotzdem werde ich zu dir stehen, wenn wir zusammenbleiben sollten. Auch wenn meine Leute mich deswegen verachten und schneiden werden. Eine Gefährtin, die zu einem passt, ist etwas so unendlich Kostbares. Wenn ich sie gefunden habe, dann ist es mir scheißegal, wer sie ist und was sie ist. Dann lasse ich sie keinen Tag eher los, als ich muss.« Er strich ihr über die Wange und sah ihr in die Augen. »Und ich hoffe sehr, dass ich dich nie wieder loslassen muss.«

Sie lehnte sich etwas nach vorn, kaum einen Inch, aber Callum genügte dieses Entgegenkommen bereits. Er nahm sie in die Arme und gab ihr einen tiefen Kuss, den Fiona ebenso tief erwiderte. Anschließend schmiegte sie sich an ihn und legte den Kopf auf seine Schulter.

»Was geschieht mit uns, Callum?«

Er streichelte ihren Rücken und ihr Haar. »Wenn wir Glück haben, etwas ganz Wunderbares.« Sie hörte das Lächeln in seiner Stimme. »Ich glaube, man nennt es Liebe. Wir werden sehen.«

Fiona mochte nicht länger darüber nachdenken. Erst recht nicht über die Konsequenzen. Und schon gar nicht an die Möglichkeit, dass das, was Callum für sie empfand, ein Strohfeuer sein könnte; denn was sie für ihn empfand, fühlte sich absolut nicht nach Strohfeuer an. Davon abgesehen musste erst mal seine Unschuld bewiesen werden.

Sie löste sich von ihm. »Ich muss los. Ich sage dir Bescheid, sobald es was Neues gibt.«

Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern verließ das Haus und fuhr in die Kanzlei.

Gina Berresford blickte Vin und Shiva Ramajeetha an, als wären sie nicht ganz bei Verstand. Vin hatte Glück gehabt, dass die Bezirksstaatsanwältin kurzfristig einen Termin freihatte, als Vin sie mit dem Vampir dringend zu sprechen wünschte. Dass sein Vorschlag nicht auf sofortige Gegenliebe stoßen würde, war ihm von Anfang an klar gewesen.

»Verstehe ich Sie richtig, meine Herren? Ich soll einen potenziellen Doppelmörder, der sowieso schon eine Sonderbehandlung wegen seiner Behinderung genießt, einfach so laufen lassen, obwohl es nicht den geringsten Beweis für seine Unschuld gibt?« Sie blickte von einem zum anderen. Ihre Mimik und Körperhaltung signalisierte knallharte Ablehnung.

»Nein, Ma'am. Wir ersuchen lediglich darum, ihn unter möglichst unsichtbare Polizeibewachung zu stellen und in dem Zug der Öffentlichkeit gegenüber so zu tun, als ob Mr. Hannays Unschuld bewiesen worden wäre, um dadurch den wahren Täter aus der Reserve zu locken.« Vin blickte sie eindringlich an. »Ma'am, ich versichere Ihnen aus meiner langjährigen Erfahrung in Sachen Mordermittlungen, dass kein Mensch von heute auf morgen einen scheußlichen doppelten Ritualmord begeht, ohne dass er bereits vorher schon mal in irgendeiner Weise auffällig geworden wäre, die auf Gewalttätigkeit hindeutet. Mr. Hannay hat eine absolut saubere Akte. Außerdem kann ich bestätigen, dass er sich in einem Zustand von Benommenheit befand, als mein Partner und ich ihn unmittelbar nach der Tat vernommen haben. Das unterstreicht seine Behauptung, dass man ihn betäubt hätte. Das Spritzmuster des Blutes auf seiner Kleidung spricht ebenfalls dafür, dass man ihm was anhängen will. Eben-

so wie die Tatsache, dass der Zeuge, der ihn angeblich aus dem Haus der Toten hat laufen sehen, nur einen Tag später ermordet wurde.«

Gina Berresford wischte das mit einer wegwerfenden Handbewegung beiseite. »Sagen Sie, Detective, klingt das nicht in Ihren eigenen Ohren vollkommen an den Haaren herbeigezogen?«

»Ja, Ma'am. So sehr an den Haaren herbeigezogen wie ein Mörder, der sich in ein Fuchskostüm mit acht Schwänzen daran gezwängt hat, bevor er seinen Mord beging. Das hat auch niemand glauben wollen und dem Verdächtigen unterstellt, er hätte das Märchen nur erfunden, um sich als unzurechnungsfähig hinzustellen, damit er mildernde Umstände bekommt. Als man den wahren Mörder gefasst hatte, stellte sich heraus, dass diese völlig unglaubwürdige, scheinbar an den Haaren herbeigezogene Behauptung der Wahrheit entsprach.«⁹

Vin hatte sich dieses Argument vor seinem Termin mit der Staatsanwältin sorgfältig zurechtgelegt. Er hatte noch mehr Fälle mit ungewöhnlichem Hintergrund ausgegraben, die er in die Waagschale werfen konnte, spekulierte aber darauf, dass dieser ausreichte.

»Ma'am, meine zwanzigjährige Erfahrung als Mordermittler sagt mir, dass Mr. Hannay unschuldig ist. Bedauerlicherweise wurde aus mir nicht nachvollziehbaren Gründen versäumt, von ihm eine Blutprobe zu nehmen, mit der die Sache mit der Droge zu seinen Gunsten hätte bewiesen werden können. Ich halte es für dringend erforderlich, dem Täter eine Falle zu stellen. Sonst tötet er womöglich noch mehr Menschen.«

Gina Berresford nickte nachdrücklich. »Genau das ist der Punkt, meine Herren. Wie ich das sehe, können Sie nicht garantieren, dass kein Mord mehr geschieht, der mit Mr. Hannay zu tun hat, wenn ich Ihrem Antrag entspreche.«

»Das stimmt, Ma'am, aber nur deshalb, weil wir nicht genug Leute haben, um alle Bürger von Cleveland zu schützen, wie wir

9 siehe »Sukkubus 1: Der Geisterfuchs«

es wirklich gerne täten; und zwar nicht nur in diesem Fall. Mit Ihrer Erlaubnis würden wir sämtliche Bekannten von Mr. Hannay überwachen. Es sind nicht so viele, dass das ein unangemessener Aufwand wäre. Aber ich meine, der ist gerechtfertigt, um einen Mörder zu fassen, der Morde begeht, nur um einen unbescholtenen Mann zu ruinieren.«

Berresford blickte ihn missmutig an und seufzte. »Sie sollten den Beruf wechseln und Anwalt werden, Detective. Sie können sehr überzeugend sein. Betrachten Sie Ihren Antrag als genehmigt.«

»Vielen Dank, Ma'am.«

»Aber sollte die Sache schiefgehen, in welcher Form auch immer, ziehe ich Ihnen das Fell über die Ohren.«

Vin räusperte sich. »Ja, Ma'am, aber ich werde auf meinen Skalp aufpassen.«

Die Staatsanwältin lachte und scheuchte ihn und Ramajeetha mit einer Handbewegung aus ihrem Büro.

Der Inder grinste Vin an. »Ich kann mich Mrs. Berresford nur anschließen. Sie gäben einen guten Anwalt ab.«

»Nicht wirklich.« Vin schüttelte den Kopf. »Ich wäre schnell meine Zulassung los, weil ich bei schuldigen Klienten dem Staatsanwalt ganz bewusst in die Hände spielen würde, statt sie auftragsgemäß zu verteidigen.«

Ramajeetha seufzte. »Das ist in der Tat der Teil meines Berufes, der mir auch nicht behagt. Zum Glück habe ich, weil ich bin, was ich bin, die Möglichkeit, meinem Auftrag als Anwalt ebenso gerecht werden zu können wie meinem Bestreben als Wächter, Menschen und Anderswesen vor Schaden zu bewahren.«

Vin grinste. »Sie hypnotisieren Ihre Klienten.«

»Exakt. Die Schuldigen bringe ich entweder dazu, zu gestehen oder in Fällen, wo das auffallen würde, verhindere ich durch Hypnose, dass sie je wieder ein Verbrechen begehen, sollten sie von der Jury freigesprochen werden. Und in Ausnahmefällen spanne ich Sam ein, seit ich sie kenne.«

Vin nickte. »Ich glaube, wir sollten uns insofern ihrer Hilfe ver-

sichern, dass wir sie bitten, dafür zu sorgen, dass der wahre Täter nicht noch einen Unschuldigen umbringt.«

»Einverstanden.« Ramajeetha blickte ihn von der Seite an. »Sie sind ein guter Mann, Detective. Und zwar nicht nur als Cop. Ich habe schon eine Menge Verwandelte nach ihrer Verwandlung betreut. Fast alle waren verbittert über das, was man ihnen ange-tan hatte und sind es lange Zeit geblieben. Manche haben da-durch einen Hass auf alle Welt entwickelt, besonders aber auf die Menschen allgemein, weil die weiterhin ein ganz normales Leben führen konnten, das ihnen selbst für alle Zeiten verwehrt war. Nur sehr Wenige waren in der Lage, sich jemals wieder so-zial zu engagieren oder Dienst an der Allgemeinheit zu leisten, zum Beispiel als Cop. Beziehungsweise es dauerte ein Jahrhun-dert oder sogar mehrere, bis sie soweit waren, wenn überhaupt. Sie sind erst seit einem halben Jahr ein Werwolf, aber Sie haben Ihre Menschlichkeit nicht aufgegeben.«

So hatte Vin das noch nie gesehen. Er hatte Cop werden wol-len, seit er sich halbwegs davon erholt hatte, dass er als Sieben-jähriger Zeuge der Ermordung seiner Eltern durch einen Kyn-okephalos geworden war, einen Hundsdämon, den er lange Zeit für ein Hirngespinnst gehalten hatte. Vielmehr hatten die Thera-peuten ihn überzeugt, dass er nur einen Mann gesehen hätte, der sich eine Hundskopfmaske aufgesetzt hatte, um nicht erkannt zu werden. Sein Bestreben, Menschen davor zu schützen, ähnliche Erfahrungen zu machen und Eltern, Partner, Kinder, Geschwis-ter oder Freunde zu verlieren, war sogar noch stärker geworden, seit er ein Werwolf war.

»Ich kann nicht anders«, sagte er aus diesem Gedanken heraus.

Ramajeetha nickte lächelnd. »Das ist es, was ich meine.«

Sie trennten sich. Ramajeetha wollte zu Hannay, um ihm die freudige Botschaft zu überbringen. Vin fuhr ins Präsidium und checkte die Namen, die Hannay ihm gegeben hatte: Giles und Emma Jenssen aus Great Falls, Montana. Er hatte sie schnell ge-funden. Emma Jenssen war im Mai 1949 an Krebs gestorben. Ihr Mann Giles war über den Tod seiner Frau nicht hinweggekomm-

men und hatte sich ein halbes Jahr später erschossen. Er hinterließ einen damals zehnjährigen Sohn, Silas, der in ein Waisenhaus gekommen war, das ein Dreivierteljahr später durch einen Brand zerstört worden war.

Alles deutete auf Brandstiftung hin, und es hatte sieben Tote gegeben. Darunter vermutlich Silas Jenssen. Zumindest war er seit dem Brand nicht mehr gesehen worden. Aber da es 1950 noch keine DNA-Analysen gab, hatte man nicht nachweisen können, ob eine der Leichen Silas gewesen war, denn fünf weitere Kinder wurden nach dem Brand vermisst. Wahrscheinlich hatten sie die Gelegenheit zur Flucht genutzt. Da ein zu dem Zeitpunkt Elfjähriger aber kaum allein zurechtkam – selbst wenn Vin berücksichtigte, dass Kinder damals in diesem Alter erheblich reifer gewesen waren als heutzutage –, lag nahe, dass der Junge tatsächlich bei dem Brand umgekommen war.

Und selbst wenn nicht, Vin bezweifelte, dass Giles Jenssen seinem Sohn etwas von real existierenden Vampiren erzählt hatte. Ausschließen konnte er das natürlich nicht, aber diese Spur führte ihn nicht weiter. Wäre der Junge noch am Leben, müsste er heute 71 sein. Aber in den gesamten USA gab es keinen Silas Jenssen im passenden oder ungefähr passenden Alter. Vin fand auch keine Unterlagen über eine Adoption. Auch das deutete darauf hin, dass Silas damals gestorben war. Also konnte er diese Spur vernachlässigen. Leider, denn dadurch blieb die Identität des wahren Täters immer noch im Dunkeln.

Als er ein paar Stunden später nach seiner Schicht nach Hause kam, fand er Fiona im Wohnzimmer. Sie las ein Buch, hatte aber offensichtlich auf ihn gewartet. Er setzte sich zu ihr und sah sie auffordernd an. Sie erwiderte seinen Blick eine Weile.

»Ich hasse es, zu sein, was ich jetzt bin!«, brach es schließlich aus ihr heraus. »Das hat alles zerstört!« Sie begann zu weinen.

Vin legte den Arm um sie und streichelte tröstend ihre Schulter. Er hatte noch nie gewusst, wie er mit weinenden Frauen umgehen sollte, und weinende *junge* Frauen verunsicherten ihn noch mehr.

»Warum?« Mehr fiel ihm als Erwiderung nicht ein.

Fiona weinte noch eine Weile, ehe sie tief durchatmete und sich die Tränen aus dem Gesicht wischte. »Ich dachte, ich könnte lernen, damit umzugehen. Kann ich auch; irgendwie. Aber mir war nicht bewusst, wie schlecht unser Ruf ist, nur weil diese Verbrecher uns gegen unseren Willen in ihresgleichen verwandelt haben.« Sie sah ihm in die Augen. »Wir werden für etwas bestraft, für das wir gar nichts können.«

Vin nickte. »Das stimmt. Aber wir allein entscheiden, ob wir uns als Opfer sehen oder ob wir das, was mit uns geschehen ist, als Chance betrachten, aus der wir etwas Gutes machen können.«

Sie blickte ihn skeptisch an. »Ich sehe aber nichts Gutes. Nur Nachteile.«

»Dann sage ich dir mal, welche Vorteile ich für dich sehe. Mal abgesehen von den offensichtlichen, nie wieder krank zu werden und ziemlich lange zu leben, wenn du willst. Dadurch, dass du selbst eine Werwölfin bist, weißt du von der Existenz der Anderswesen. Das macht dich, sobald du später deine Zulassung als Anwältin hast, zu deren perfekter Vertreterin in juristischen Dingen. Sie können dir gegenüber hinsichtlich ihrer Natur offen sein. Das wird sich rumsprechen. Ehe du dich versiehst, hast du so viele Klienten, dass du deine eigene Kanzlei aufmachen kannst und, egal wo dich später niederlässt, immer ein gutes Auskommen haben wirst. Was unseren ›geerbten‹ miserablen Ruf betrifft, so haben wir gerade deshalb die Chance, allen Skeptikern zu beweisen, dass auch ein von Dunkelwölfen gezeugtes Rudel ein absolut sauberes Leben führen kann. Damit erweisen wir nicht nur uns selbst einen großen Dienst, sondern allen Anderswesen, die dasselbe Problem haben.« Er streichelte wieder ihre Schulter. »Auch wenn es dir schwerfällt, konzentriere dich auf das Positive. Lass nicht zu, dass diejenigen, die uns als Schattenwölfe verachten, dich klein halten. Zeig ihnen, dass wir zwar nicht unbedingt bessere Wölfe sind als sie, aber ihnen in jedem Fall ebenbürtig.«

Sie schwieg eine Weile, ehe sie langsam nickte. Sie warf ihm einen unsicheren Blick zu. »Hast du das ernst gemeint, was du vorhin zu Callum gesagt hast? Dass du nichts dagegen hast, dass ich ... dass wir zusammen sind? Falls wir wirklich zusammen sein wollen.«

Er nickte. »Absolut.«

»Du siehst das nicht als – Verrat an unserem Rudel an?«

Er schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Ganz sicher nicht. Glück ist etwas so Kostbares, dass man es genießen sollte, so oft und so lange man kann. Besonders Glück zu zweit. Außerdem hast du selbst vor ein paar Monaten völlig richtig gesagt, dass im Rudel nicht genug Männer sind, mit denen ihr Frauen euch vergnügen könnt. Und da eine Beziehung zu einem Menschen gewisse Risiken birgt, halte ich einen netten Vampir für eine äußerst gute Wahl.«

Sie lachte kurz.

Er sah sie ernst an. »Fiona, *du* musst mit ihm auskommen. *Du* musst ihn mögen. Wenn du das tust, dann halte ihn fest, solange es mit euch gut geht. Und wenn Callum dir wirklich was bedeutet, dann solltest du ihm helfen, dass seine Unschuld möglichst schnell bewiesen werden kann.«

»Wie?« Dass sie keine Sekunde zögerte, sagte ihm, wie es um ihre Gefühle für den Vampir stand.

»Rachel Calhoun ist nur deshalb Opfer geworden, weil sie mit Callum bekannt war. Wenn der Mörder dich sieht und mitbekommt, dass du ihn ebenfalls kennst, ihm sogar was bedeutest, wird er vielleicht dich aufs Korn nehmen.«

Wieder zögerte sie keine Sekunde. »Ich Sorge dafür, dass er mich sieht und mitbekommt, dass ich für Callum nicht nur eine flüchtige Bekanntschaft bin.«

»Das ist aber gefährlich«, warnte er. »Der Typ schießt mit Silberkugeln.«

Auch das schreckte sie nicht ab. »Ich werde gleich zu ihm fahren.«

Vin lächelte und zog sie auf die Couch zurück, als sie auf-

sprang. »Aber erst nach dem Rudelritual.« Das er unverzüglich einberief.

Simon traute seinen Augen nicht, als er den *Plain Dealer* ins Haus holte und auf der Titelseite einen neuen Artikel von Amos Kumara entdeckte, der die Überschrift trug: »*Neue Spur im Mordfall Calhoun – Verdächtiger entlastet*«. Das konnte – das durfte nicht wahr sein. Er überflog den Artikel noch in der Diele und fand seine Befürchtung bestätigt. Die Polizei hatte einen Beweis für Callum Hannays Unschuld gefunden und den Kerl wieder auf freien Fuß gesetzt. Zwar war die Art des Beweises der Presse nicht mitgeteilt worden – »Täterwissen« – aber die Polizei hatte laut Kumara keinen Zweifel daran gelassen, dass eine Täterschaft Hannays aufgrund dieses Beweises absolut ausgeschlossen war.

Simon knüllte die Zeitung zusammen, schleuderte sie zu Boden und brüllte. Enttäuscht. Hasserfüllt. Verzweifelt. Verdammt, was hatte er übersehen? Es konnte absolut keinen Entlastungsbeweis geben! Er hatte alles so sorgfältig geplant. Und es hatte ihn nicht nur unendlich viel Zeit, sondern auch viel Geld gekostet. Schließlich hätte der Verein, der sich für die Bequemlichkeit der Strafgefangenen in Cleveland einsetzte, niemals die Kampagne mit den Tageslichtlampen im Jail durchgeführt, wenn Simon nicht das Geld dafür gespendet hätte. Eine horrenden Summe, aber die war es ihm wert gewesen. Dann die Mühe, die er sich gemacht hatte, um Hannays Tagesablauf, vielmehr Nachtablauf akribisch herauszufinden und die Zeit, die er gebraucht hatte, um seinen Plan vorzubereiten, als er entdeckt hatte, dass sich zwischen dem Vampir und Rachel Calhoun etwas anbahnte. Oh, das war so perfekt gewesen. Er hatte nichts dem Zufall überlassen. Und das sollte jetzt alles umsonst gewesen sein? Das durfte nicht sein!

Doch wie es aussah, drohte genau das einzutreten. Was hatte

er bloß falsch gemacht?

Egal. Wenn er den Vampir nicht auf die geplante Weise vernichten konnte, dann musste er es eben eigenhändig tun. Dass er sich dadurch möglicherweise als Mörder entlarvte, falls es ihm nicht gelänge, unerkannt zu entkommen, war ein Risiko, das er einging. Dieses Ding, dieses Monster hatte sein Leben zerstört, und Simon würde nicht eher ruhen, bis er seins zerstört hatte. Was mit ihm selbst geschah, war völlig unwichtig. Hannay – oder wie immer der Kerl wirklich hieß – hatte kein Recht zu leben.

Er nahm seine Pistole, steckte noch ein volles Ersatzmagazin ein – alle Kugeln mit Silber präpariert – und noch etwas von dem Gift, mit dem er den Vampir ausgeknockt hatte, und fuhr zu Hannays Haus. Es war früher Morgen, kurz nach sechs, und um diese Jahreszeit immer noch dunkel; die Sonne ging erst ungefähr Viertel nach sieben auf. In Hannays Haus brannte Licht. Die tagsüber geschlossenen Jalousien waren hochgezogen.

Simon sah die Silhouetten von Hannay und einer Frau, die im Wohnzimmer standen und sich eng umschlungen küssten. Der verdammte Scheißkerl hatte sich schon die nächste Frau geangelt, noch ehe Rachel Calhouns Leiche beerdigt war. Das Monster besaß nicht das geringste Schamgefühl. Aber das wunderte ihn nicht. Diese Bestien hatten sowieso nichts anderes im Sinn, als ehrbare Frauen zu verführen und deren Ehemänner ins Verderben zu stürzen. Wie Gott zulassen konnte, dass solche teuflische Brut überhaupt existierte, würde Simon immer ein Rätsel bleiben. Aber auch das war ihm im Moment egal. Er musste Hannay endlich vernichten.

Er beobachtete, wie der Vampir die Frau ins Schlafzimmer brachte und noch eine Weile mit ihr knutschend vor dem Fenster herumturtelte, für alle sichtbar, ehe sie sich auszogen und dann aus Simons Blickfeld verschwanden, als sie sich wohl ins Bett legten. Er überlegte fieberhaft, wie er die Situation zu seinen Gunsten nutzen konnte. Da er auf die Schnelle keinen Helfer rekrutieren konnte, der Hannay belastete wie Zane Colfax – ganz

abgesehen davon, dass er nicht mehr genug Geld besaß, um ihn angemessen für seine Aussage und sein Schweigen zu bezahlen –, musste er die gegenwärtige Situation nutzen, um die Sache endgültig zu Ende zu bringen. Höchstwahrscheinlich würde er keine weitere Gelegenheit bekommen.

Der Vampir war mit der Frau beschäftigt und dadurch abgelenkt genug, dass er höchstwahrscheinlich nicht hören würde, wenn Simon in sein Haus eindrang. Vorausgesetzt, er verursachte dabei keinen unangemessenen Lärm. Es musste ihm gelingen, Hannay mit dem Gift zu betäuben, danach die Frau zu töten und alles wieder so herzurichten, als hätte der Vampir mit dem Herz und dem Blut des Opfers einen klassischen Blutfrevel begangen, indem er es für unheilige Rituale benutzte. Danach würde er anonym die Polizei rufen und den Mord melden. Simon musste nur schnell sein, um ungesehen verschwinden zu können, denn die Stadt erwachte bereits zum Leben. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis die ersten Leute zur Arbeit fuhren und ihn hier entdeckten.

Er fuhr mit seinem Wagen um den Block und parkte ihn in einer Seitengasse, die nicht allzu weit von der Rückfront von Hannays Haus entfernt war. Er steckte ein, was er brauchte, legte seinen Mantel ab und tarnte sich als Jogger, der seine Runde drehte. Im Laufschrift rannte er zum Haus zurück und näherte sich ihm von der Rückfront. Von seinen Observationen wusste er, dass der Vampir sich immer viel Zeit nahm, wenn er mit einer Frau ins Bett ging. Mindestens vierzig Minuten. Er war also immer noch vollauf beschäftigt.

Simon konnte sein Glück kaum fassen, als er sah, dass die Terrassentür offenstand. Perfekt. Er zog seine Schuhe aus und nahm das kurze Blasrohr, in das er bereits die Spritze mit dem Eisenhut eingeführt hatte, und das noch aus seiner Zeit als Tierarzt stammte. So leise wie möglich schlich er durch die offene Tür ins Haus. Hannay befand sich immer noch im Schlafzimmer und war in voller Aktion, wie eindeutige Laute bewiesen, die nur von einem Pärchen beim Sex stammen konnten.

Bitte, Gott, lass es mich diesmal vollenden!

Simon schlich vorwärts und versuchte dabei, sogar seine Atemgeräusche zu minimieren. Das Gehör eines Vampirs war schärfer als das des sprichwörtlichen Luchses und nahm auch Atem und Herzschlag wahr. Und Simons Herz hämmerte, als wollte es seinen Brustkorb sprengen. Falls Hannay nicht abgelenkt genug war ...

Simon erreichte das Schlafzimmer und hatte zum zweiten Mal Glück, denn auch dessen Tür stand halb offen – weit genug, dass er eintreten konnte, ohne sie bewegen zu müssen und dadurch vielleicht ein Quietschen oder andere verräterische Geräusche verursachte. Bevor er das Blasrohr an die Lippen setzte, zog er die Pistole. Er musste schnell genug sein, sonst wäre alles verloren.

Simon schob sich in das Schlafzimmer, richtete das Blasrohr auf das Bett und erstarrte. Das Bett war leer. Und die Sexgeräusche kamen von einem CD-Player. Was zum Teufel ...

»CPD!¹⁰ Waffe weg und Hände hoch! Ganz langsam.«

Simon zuckte beim Klang der Stimme zusammen, die von seitlich hinter ihm aus dem Bereich hinter der Tür kam. Er wandte den Kopf. Dort stand ein Mann, der mit einer Hand eine Pistole auf ihn richtete und ihm mit der anderen seine Polizeimarke hinhielt. Der Vampir und die Frau standen neben ihm. Hannay hielt die Frau in einer eindeutig beschützenden Weise, während sie in ähnlicher Weise den Arm um seine Taille gelegt hatte. Beide starrten Simon finster an.

Ihm blieb nur noch eine einzige Chance. Er würde sterben; das war ihm klar. Aber er würde die verhasste Kreatur mit in den Tod nehmen. Er riss die Pistole hoch und drückte ab. Zumindest gab er seiner Hand den Befehl dazu. Doch als er abdrückte, befand sich die Pistole nicht mehr in seiner Hand. Der Cop hatte

10 Cleveland Police Department (umgangssprachliche Bezeichnung; korrekte Bezeichnung: Cleveland Division of Police, aber in beiden Fällen lautet die Abkürzung CPD)

sie ihm abgenommen, ebenso das Blasrohr. Und er hatte sich so schnell bewegt, dass Simon die Bewegungen nicht gesehen hatte. Schockiert starrte er den Mann an. War der auch ein Vampir? Simon hatte ihn doch im Tageslicht kommen und gehen sehen.

»Sir, ich verhafte Sie wegen versuchten Mordes an Callum Hannay und des Verdachts, Rachel und Joan Calhoun sowie Zane Colfax ermordet zu haben. Sie haben das Recht zu schweigen ...«

Simon hörte ihm nicht zu, nickte aber automatisch, als der Cop fragte, ob er seine Rechte verstanden hätte. Es war vorbei. Er hatte versagt. War gescheitert. Und der Mörder seiner Eltern lebte immer noch. Würde weiterleben, vermutlich bis in alle Ewigkeit. Er hörte einen hasserfüllten Schrei und begriff erst, als er heftig husten musste, dass er selbst ihn ausgestoßen hatte. Seine Beine trugen ihn nicht mehr. Er brach zusammen und weinte. Heulte seine Wut, Verzweiflung und Enttäuschung über sein Versagen hinaus. Dass der Cop einen Krankenwagen rief, bekam er nur noch am Rande mit.

Vin saß Simon Bender zusammen mit dessen Anwältin Alva Torring und Ronan im Verhörraum des Jails gegenüber. Der Mann war heute Morgen ins Gefängnis eingeliefert worden, nachdem ein Arzt ihn untersucht und seine Haftfähigkeit festgestellt hatte. Vin war froh, dass die Falle so reibungslos geklappt hatte. Er hatte persönlich die erste Wache bei Hannay übernommen, was sich als Glück erwiesen hatte. Denn als Simon Bender mit seinem Wagen vor dem Haus vorgefahren war, hatte er ihn aufgrund der günstigen Luftströme, die sich auf das Haus zu bewegten, an seinem Geruch augenblicklich als den Mann identifiziert, der unmittelbar vor Callum im Haus der Calhouns gewesen war und demnach höchstwahrscheinlich der Mörder sein musste.

Daraufhin hatten Fiona und Callum die Show vor dem Fenster

abgezogen, um Bender anzulocken. Callum hatte die Idee mit der CD mit den Sexgeräuschen gehabt, die er aus dem Tonstudio hatte, in dem er arbeitete. Als sie bemerkten, dass Bender von der Rückseite des Hauses kommen würde, hatte Vin die Terrassentür geöffnet und sich mit Fiona und Callum hinter der Schlafzimmertür auf die Lauer gelegt. Der Rest war ein zum Glück unblutiges Kinderspiel gewesen. Jetzt blieb nur noch Benders Motiv zu klären. Und auch das erwies sich als Kinderspiel, denn Bender erwies sich als äußerst gesprächig, nachdem er erkannt hatte, dass sein Spiel vorbei war.

Alva Tarring machte ein Gesicht, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. Was Vin ihr nicht verdenken konnte. Kein Anwalt hatte es gern, wenn ein Mandant sich um Kopf und Kragen redete. Andererseits barg das, was Bender von sich gab, die beste Steilvorlage für ein Plädieren auf Unzurechnungsfähigkeit, wenn Vin je eine erlebt hatte.

Callum Hannay glaubte, in dem einundsiebzigjährigen Bender Silas Jensen erkannt zu haben. Vin und Ronan hatte das überprüft und waren zu dem Schluss gekommen, dass der Mann tatsächlich der tot geglaubte Sohn von Giles und Emma Jensen war. Bender hatte ihnen das bestätigt. Er hatte inzwischen auch die Brandstiftung des Waisenhauses in Great Falls gestanden.

»Das war die Hölle dort«, sagte er. »Ich musste da raus. Ich war ja sowieso nur wegen diesem Vampir dort, der meine Mutter umgebracht hat und für den Tod meines Vaters verantwortlich war. Wenn er Mom nicht ermordet hätte, hätte Dad sich niemals umgebracht.«

An dieser Stelle warf Alva Tarring Vin und Ronan um Nachsicht heischende Blicke zu und machte unbemerkt von ihrem Mandanten eine Geste, die signalisierte, dass sie Bender für einen klaren Fall für die Psychiatrie hielt.

»Erklären Sie uns bitte, wie Sie überhaupt dahintergekommen sind, dass Mr. Hannay ein Vampir sein könnte.«

»Dad hat es mir erzählt. Er hat mich all die Bücher lesen lassen, aus denen er selbst das erfahren hat. Und ich war dabei, als der

Kerl bei uns zum Abendessen gewesen ist und er nur frisches Blut getrunken hat. Und nach Moms Tod«, er beugte sich vor und starrte abwechselnd Vin und Ronan in die Augen, »hat Dad plötzlich alles vergessen gehabt, was er über Vampire wusste.« Er nickte nachdrücklich. »Vampire können Menschen hypnotisieren, wissen Sie.«

Vin nickte. »Zumindest die in den Büchern und Filmen können das.«

Bender starrte ihn misstrauisch an. »Sie sind kein Vampir. Sonst würden Sie sich nicht im Tageslicht aufhalten können. Aber Sie können kein Mensch sein. Sie sind viel zu schnell.«

»Mr. Bender, bitte«, mahnte Alva Toring ihn zum wiederholten Mal und warf ebenfalls zum wiederholten Mal Vin einen entschuldigenden Blick zu.

Er lächelte. »Sir, ich glaube, das, was Sie bei mir an überragender Schnelligkeit wahrgenommen zu haben glauben, ist einfach nur die Tatsache, dass Ihre Reflexe sich Ihrem Alter angepasst haben und ich dreißig Jahre jünger bin als Sie. Keine Hexerei.« Er wechselte das Thema, bevor Bender darauf antworten konnte. »Sie sind also nach dem Brand damals aus dem Waisenhaus geflohen und bei der Familie von Andrew Bender und seiner Frau Harriet in Havre untergekommen. Die beiden haben damit den Tod ihres eigenen Sohnes Simon gegenüber den Behörden verschleiert.«

Das hatten die Nachforschungen nach Simon Bender ergeben. Vin war auf ein Schulfoto des echten Simon Benders in einer alten Zeitung gestoßen und hatte das Gesicht des Jungen auf dem Bild mit der Gesichtserkennungssoftware mit dem von Silas Jossen verglichen, da das Kind dem Mann von heute in gravierenden Punkten überhaupt nicht ähnlich sah. Dazu passte, dass Jahrzehnte nach dem Wegzug der Benders aus Havre in der Nähe der Stadt die skelettierte Leiche eines etwa neunjährigen Jungen gefunden worden war, der nie identifiziert werden konnte, da kein Kind zum mutmaßlichen Todeszeitpunkt als vermisst gemeldet worden war.

Bender nickte. »Ich hatte mich nach der Flucht aus dem Waisenhaus bis zum Haus der Benders durchgeschlagen. Es war das erste Haus am Rand von Havre. Mein Vater – Andrew Bender – hat mich erwischt, als ich in die Speisekammer einzubrechen versuchte. Sein Sohn lag mit einer Lungenentzündung im Sterben. Der einzige Doc der Stadt war irgendwie nicht rechtzeitig erreichbar, und Simon starb. Da erschien ich ihnen wie ein Gottesgeschenk. Als ich ihnen die Geschichte vom Waisenhaus erzählte und dass ich dem Brand knapp entkommen war, waren sie voller Mitgefühl und der Überzeugung, dass Gott uns zusammengeführt hätte. Sie gaben vor, dass ich zu krank wäre, um die Schule zu besuchen, ließen den Doc aber nicht nach mir sehen mit dem Argument, dass Gott mich heilen oder zu sich holen würde. Da sie Prediger waren, hat das niemanden gewundert. Eine Woche später haben sie behauptet, Gott hätte ihnen befohlen, Montana zu verlassen und in den Süden zu ziehen. Sie haben ihr Haus verkauft und sich in Nevada niedergelassen. So wurde ich Simon Bender. Und kein Mensch hat je meine Identität bezweifelt.«

Offenbar war es Silas Jenson als Simon Bender mit seinen Zieheltern gut gegangen, denn er hatte eine gute Schule besucht und war später Tierarzt geworden, hatte geheiratet und zwei Kinder großgezogen und sich mit seiner Familie vor zwanzig Jahren in Cleveland niedergelassen. Seine Frau war vor zwei Jahren gestorben.

»Und wie ist aus Simon Bender, dem unbescholtenen Tierarzt, ein Mörder geworden?«, wollte Ronan wissen.

Benders Augen bekamen ein fanatisches Glitzern. »Als ich ihn wiedergesehen habe. Den Vampir. Callum Hannay. Er heißt heute sogar noch genauso wie damals. Und er sieht genauso aus. Ist keinen einzigen Tag gealtert.«

Vin schüttelte den Kopf und blickte Alva Topping an. »Es ist unmöglich, dass es sich um denselben Mann handelt. Wir haben Mr. Hannay und seinen Hintergrund natürlich genauestens überprüft, als er noch unter Mordverdacht stand. Er hat eine ab-

solut echte Geburtsurkunde, eine ebenso echte Sozialversicherungsnummer, ist keinen Tag älter als zweiunddreißig und war nachweislich noch nie in Great Falls. Seine Familie hat einen lückenlosen Stammbaum, der in Schottland beheimatet ist, und kein Mitglied seines Clans hat bis vor 41 Jahren jemals amerikanischen Boden betreten. Das alles lässt sich hieb- und stichfest nachweisen.«

»Fälschungen«, beharrte Bender. »Sie ahnen nicht, wie raffiniert Vampire solche Dokumente fälschen können.«

Vin ahnte das nicht nur, er wusste, dass nicht nur manche Spezialisten unter den Vampiren ganz hervorragende Fälscher waren, sondern eine gewisse Liga der Werwölfe darin unübertroffen waren. Aber er musste Bender von dieser Fährte abbringen. Den Keim dazu hatte Callum bereits gestern per Hypnose in dessen Gehirn gepflanzt. Vin musste ihm jetzt nur noch die richtigen Stichworte servieren, um diese ihm eingepflanzte Assoziationskette auszulösen. Das würde bei Bender natürlich keine Kehrtwendung um hundertachtzig Grad verursachen – die würde auffallen –, aber er würde sich im Rahmen der Gespräche mit einem Psychiater, denen er sich mit Sicherheit würde unterziehen müssen, entsprechend umorientieren. Mit etwas Glück würde er in paar Jahren wieder aus der geschlossenen Psychiatrie freikommen.

Vin beugte sich vor und sah Bender mitfühlend an. »Mr. Bender, Sie waren zehn Jahre alt, als Sie den Mann, den Sie für den Mörder Ihrer Mutter halten, wie oft gesehen haben? Einmal? Zweimal? Sie haben danach durch den Tod Ihrer Eltern und die Zeit im Waisenhaus Entsetzliches durchgemacht. Glauben Sie wirklich, glauben Sie allen Ernstes, dass Sie sich heute noch zuverlässig an das Gesicht eines Mannes erinnern können, den Sie ein paar Mal flüchtig gesehen haben?« Er ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Ich habe mit sieben meine Eltern verloren. Da unser Haus vollständig abgebrannt ist, habe ich nicht einmal mehr ein Foto von ihnen. Das ist erst halb so lange her wie Ihr Verlust. Und obwohl ich diese sieben Jahre jeden Tag mit meinen Eltern

zusammen war, kann ich mich nicht mehr an ihre Gesichter erinnern.« Leider nur allzu wahr.

»Aber das Blut«, beharrte Bender. »Ich habe ihn Blut trinken sehen, und mein Vater hat gesagt, dass es Blut ist, was er ihm ins Glas gegossen hat.«

»Traubenblut«, schlug Ronan in dieselbe Kerbe. »Haben Sie schon mal einen richtig schweren, alten Wein getrunken? Manche von denen sind so schwer, dass sie eine Konsistenz und Farbe haben, die frischem Blut ähnelt. Ihr Vater hat entweder einen Scherz gemacht, den Sie nicht verstanden haben – Sie waren schließlich ein Kind – oder er litt an einer Besessenheit von Vampiren, die bei ihm Wahnvorstellungen verursacht hat. Jedenfalls, Mr. Bender, ist Mr. Hannay alles andere als ein Vampir. Nur ein unglückliches ›Mondscheinkind‹, das aufgrund eines Gendefektes, der mehrfach ärztlich dokumentiert ist, die Sonne meiden muss.«

Bender starrte ihn an mit einem Gesichtsausdruck, als würde gerade seine Welt zusammenbrechen. Was sie mit Sicherheit gerade tat.

»Erzählen Sie bitte, wie Sie die Calhoun-Schwestern und Zane Colfax getötet haben und vor allem warum. Wir haben mit Silber präparierte Kugeln in Ihrer Pistole gefunden. Warum haben Sie Mr. Hannay nicht damit erschossen, wenn er Ihr eigentliches Ziel war, sondern zwei völlig unschuldige Frauen ermordet, um ihm die Tat anzuhängen?«

Ein Geständnis abzulegen, hatte Callum ihm ebenfalls suggeriert. Dagegen half auch der jetzt nachdrücklich geäußerte Hinweis von Alva Torring nichts, dass er das Recht hatte zu schweigen.

»Ich wollte aller Welt zeigen, was für eine Bestie der Kerl ist. Ich dachte, wenn ich ihn als Blutfrevler hinstelle und er im Gefängnis von den Tageslichtlampen zu Asche verbrannt wird, erfährt die Welt endlich, welche Scheusale unerkant unter uns leben. Die Frau war dafür nur ein notwendiges Opfer. Dass ihre Schwester mit im Haus war, war ein unglücklicher Zufall. Und

Colfax, der hätte mit dem Geld, das ich ihm für seine belastende Aussage gezahlt habe, glücklich werden sollen. Stattdessen war er drauf und dran, vor der Polizei einzuknicken, weil ihm die Sache zu heiß wurde. Da musste ich ihn zum Schweigen bringen.«

Alva Tarring war ein Stück von Bender abgerückt. Jetzt blickte sie Ronan und Vin bezeichnend an. »Ich glaube, Gentlemen, wir haben alle genug gehört.« Ihre Stimme klang erschüttert.

»In der Tat«, stimmte Ronan ihr zu. »Ich muss Ihnen wohl kaum raten, was Sie in Bezug auf Ihren Mandanten zu tun haben. Offenbar hatte sein Vater Wahnvorstellungen und den Sohn damit angesteckt. Und was er in dem Waisenhaus erlebt haben muss, können wir nur raten. Aber es hatte nach den noch erhaltenen Unterlagen der Behörden einen sehr üblen Ruf. Dort hat man seinem Verstand wahrscheinlich den Rest gegeben. Seine Psychose hätte schon viel früher ausbrechen können, wenn ihm ein Mann über den Weg gelaufen wäre, der Mr. Hannay ähnlich sieht. Es war verdammtes Pech, dass das überhaupt passiert ist.«

Was er vollkommen ernst meinte. Bender wurde wieder in seine Zelle zurückgebracht, und Ronan und Vin verließen das Jail, nachdem sie sich von der Anwältin verabschiedet hatten.

»Verdammt knappes Entkommen«, fand Ronan, als sie wieder auf der Straße waren und zu Fuß zum Homicide Department gingen, das nur wenige Schritte vom Jail entfernt war.

»Sehr knapp. Zum Glück hat Sam dafür gesorgt oder wird dafür sorgen, dass in der Berichterstattung über den folgenden Prozess kein Sterbenswort von Vampiren an die Öffentlichkeit und erst recht nicht zu den Ohren der Presse dringt. Wir können nicht schon wieder die Aufmerksamkeit der Jäger gebrauchen.« Vin hatte die Dämonin unverzüglich angerufen, nachdem er Bender heute Morgen ins Jail eingeliefert hatte. Sam hatte ihn hinsichtlich der befürchteten Konsequenzen beruhigt und versprochen, für die Sicherheit der Vampire und des Rudels zu sorgen.

»Solche knappen Entkommen werden wir wohl noch öfter erleben«, prophezeite Ronan. »Irgendwie scheint die Stadt in letzter

Zeit nicht nur Psychopathen, sondern auch immer mehr von den *Anderen* anzuziehen. Wir müssen verdammt vorsichtig sein.«

Vin nickte. Doch er war sich bewusst, dass alle Vorsicht nichts nützte, wenn es Leute wie Simon Bender gab, die aus was für Gründen auch immer alles daransetzten, der Welt die Existenz der Anderswesen zu offenbaren. Mit allen sich daraus ergebenden negativen Konsequenzen. Sollte das eines Tages passieren, konnten alle »Anderen« nur hoffen, dass die Welt zu dem Zeitpunkt reif genug sein würde, um diese Wahrheit zu verkraften. Aber es würde auch dann immer Menschen geben, die in ihnen eine Bedrohung oder ein Gräuel gegen Gottes Schöpfung sahen und sie zu vernichten trachteten. Eine friedliche Koexistenz würde es wahrscheinlich niemals geben.

Vin schob die düsteren Gedanken beiseite. Heute Abend war die erste der drei monatlichen Vollmondnächte, und er freute sich auf die Jagd mit seinem Rudel.

Im nächsten Roman:

Ein Mörder geht in Cleveland um, der seine Opfer mit einem Seil aus Schlangenhaut erdrosselt und bei jeder Leiche rätselhaft Botschaften hinterlässt. Neben einer Reihe anderer Verdächtiger gerät auch Patrick Connolly, Betawolf von Vins Rudel, in den Fokus der Ermittlungen, der mit einem der Opfer heftigen Streit hatte. Obendrein kehrt Nikolai Rassimov alias Nick Roscoe zurück, der Letzte der Werwölfe, durch die das Cuyahoga-Valley-Rudel verwandelt wurde, und beansprucht seinen Platz im Rudel. Ist sein Auftauchen zu ausgerechnet diesem Zeitpunkt Zufall, oder hat er mit den Morden zu tun?

Als Vins Partner Ronan Kerry bei den Ermittlungen ausfällt, steht er allein vor einem Fall, der ihn zu einem gewaltigen Spagat zwingt, um seiner Verantwortung als Cop und als Rudelführer gleichzeitig gerecht zu werden. Doch den kann er nur lösen, wenn er die Rätsel des Mörders entschlüsselt, bevor der sein Werk vollenden kann und sein letztes Opfer tötet, das Vin nur allzu gut kennt ...

»Der Mörder mit dem Schlangenseil« erscheint im Juni **in voller Romanlänge** exklusiv im »Geisterspiegel«.